



# ORIENTIERUNG

Nr. 19 66. Jahrgang Zürich, 15. Oktober 2002

20. August 2002. Unterwegs zur Documenta 11. Bahnhof Kassel-Wilhelmshöhe. Wartend auf den Zug zum Hauptbahnhof. Er spricht mich an: ob ich auch zur Documenta wolle. Er: das ist ein etwas wild gekleideter älterer Herr mit olivgrüner Kappe. Er ist offensichtlich an einem Gespräch interessiert. Im Nu hat er einige Offenbarungseide preisgegeben, losgelassen, feilgeboten: Er sei ein Proletarsky, sei Dreher gewesen – imitiert Nasenbohren –; er sei ein Dummer; er stamme daher, wo das Schwein ein Deutscher geworden sei (Hitler in Braunschweig). Er zieht die Kappe ab und zeigt mir eine Anstecknadel darauf: Lenin. Er sei ein Proletarsky. Ob ich ein Diplomierte oder ein Promovierter sei. Beides, sage ich. Dann sicher Professor, sagt er. Woher? In Eichstätt tätig, aus dem Rheinland gebürtig. Das könne man an meinem Sprechen auf gar keinen Fall heraushören. Das weiß ich, sage ich. Kennen Sie Hürtgen, fragt er. Hürtgenwald, die verbrannte Erde am Ende des Zweiten Weltkriegs: aber ja, ich stamme aus dem Kreis Düren, zu dem Hürtgen gehört. Von Hürtgen hatten wir zu Hause 1944 Evakuierte aufgenommen. Ach, sagt er. Sie kennen den Krieg noch, fragt er. Ja, ich war sechs, als mein Vater im Krieg fiel. Er: kommen Sie, wir müssen reden, ich lade Sie ein, wir trinken auf dem Hauptbahnhof ein Glas Wein. Rosé trinke ich immer, mögen Sie Rosé, aber Sie dürfen wählen. Unser Gespräch hätte fast dazu geführt, daß wir den Zug verpaßten: der stand etwas weiter bahnhofsfeinwärts, wir hatten ihn nicht bemerkt. Nun, wir mußten laufen, wir erreichten ihn soeben noch.

## Documenta ohne Katalog

Vier Minuten Fahrt: Kassel Hauptbahnhof. Cafétisch draußen. Roséwein: eine Flasche. An unseren Tisch kommt noch ein 23jähriger junger Mann aus der Nähe von Stuttgart zu sitzen, nach Abitur Schreinereselle, im Start zum Architekturstudium, nicht getauft. Der alte Mann wird ihn immer «junger Mann» nennen. Er wird in die Rosé-Runde eingeladen und darf die Flasche öffnen. Er zeigt sich brav, ist nicht sehr gesprächig. Ich kann nicht abschätzen, ob die Themen des alten Mannes ihn berühren. Es handelt sich um massiv viele Themen, die alle eingebaut sind in das eine große Thema, die Frage: Warum wollte er aus einem moralischen Grund unbedingt Rußland besuchen? Ende der neunziger Jahre hat er offensichtlich Rußland besucht. Nicht, weil er so etwas wie ein Kommunist sei. Nein, die Angelegenheit habe am 24. Dezember 1943 angefangen. Und Adam – so stellt er sich vor und bittet um unsere Vornamen: Jacques und Engelbert und begründet das Du in unserer Runde, nicht ohne dem jungen Mann lobend beizubringen: der Professor sei in Ordnung, er sei auch ein Proletarier, der habe sich mit uns an einen Tisch gesetzt, wir alle seien Proletarier, und das müßten wir auch bleiben – erzählt von seinem zwölf Jahre älteren Bruder Melle, der zu Weihnachten 1943 den Einberufungsbescheid bekommen hatte. Auch er war bei diesem Gespräch an Heiligabend mit Eltern, Geschwistern, Onkeln und Tanten (Großfamilie) dabei. Und offenbar hat es ein streitbares, erfolgloses, glückloses Gespräch gegeben: soll der dreißigjährige Melle sich nun einziehen lassen oder untertauchen? Es muß allen sehr zugesetzt haben. Sie waren ratlos und nervlich am Ende. Und Melle zieht in den Krieg. Rußland. Das kostet ihn das Leben. Das hat den kleinen Bruder offensichtlich fast zum Wahnsinn getrieben. In diesem Zusammenhang muß jener Punkt sitzen, der jenen moralischen Grund darstellt, weswegen Adam im Alter (1926 geboren) Rußland besuchen wollte und nun mit Lenin herumläuft. Genau haben wir den Grund nicht erfahren. Der alte Mann hat ihn nicht in Worte getan, er hat ihn in Tränen gesteckt: immer wieder einmal löste sich aus den Augen eine Träne, gemacht aus Erinnerung und offenbar auch aus Erzählfreude und Wonne an den offenen Ohren dieser zufälligen Begegnung. Tränen! Ich denke, als wir bereits anderthalb Stunden im Café dem alten Mann zuhören und schon die zweite Flasche Rosé, die er nachbestellt hat, leergetrunken haben, ich denke: Das wird hier ja eine völlig andere Documenta, als ich sie im Programm habe. Da bin ich eingefügt mitten hinein in eine Documenta der Begegnung, der Erzähl- und Hörbereitschaft, in eine Documenta, die ein einziger Schrei ist: wo ist Sinn, wo sind Brüder?

### ESSAY

**Documenta ohne Katalog:** Auf dem Bahnhof Kassel-Wilhelmshöhe – Begegnung – Der alte und der junge Mann – Documenta aus Leben, aus Existenz, aus Leiden – Körpersprache – Assoziativ intonierte Themen – Documenta des Himmels. *Engelbert Groß, Eichstätt*

### THEOLOGIE

**Verstehen und Heilen:** Zur theologischen Wirkungsgeschichte von *Hans-Georg Gadamer* – Ein interdisziplinär fruchtbarer Anreger – Glauben als Verstehen – Neuansätze theologischen Denkens in Frankreich – *Maurice Blondel* und seine späte Rehabilitation – Wider die Heteronomie – *Peter Wust* und die Frage nach Gott – Analyse des Aktes des Verstehens – Offenbarung und Autorität – Sprache als Akt des Menschen – Therapeutisches Verstehen und Reden – Die Todesverfallenheit des Menschen und die Hinwendung zum Mitmenschen. *Eugen Biser, München*

### KONZIL

**Die prophetische Vision des Papstes Johannes XXIII.:** Zur bleibenden Bedeutung des II. Vatikanischen Konzils (*Erster Teil*) – Eine überraschende Ankündigung – Die Herausforderungen der gegenwärtigen Stunde – Nach den Erfahrungen der globalen Kriege im 20. Jahrhundert – Die Wiederentdeckung konziliarer Tradition – Die ersten Folgen der Ankündigung – Die Reaktionen der Gläubigen – Eingaben und Stellungnahmen – Dammbruch der Erwartungen – Widerstand gegen die Absicht des Papstes – Kirche vor den Herausforderungen einer veränderten Welt – Die Moderne und das Schicksal der Menschen – Position des Ökumenischen Rates der Kirchen – Warum ein Konzil? – Die Bedeutung gemeinsamer Beratungen – Das Stichwort «Aggiornamento» – Erinnerung an die Konzilien in der Geschichte der Kirche – Offener Arbeitsstil in den Vorbereitungsarbeiten.

*Siegfried Hübner, Leipzig*

### LITERATUR/ZEITGESCHICHTE

**«Vorgetäuschter Rückwärtsgang, seitlich ausschierend»:** Zu *Günter Grass* Novelle «Im Krebsgang» – Die Geschichte des Schiffes «Wilhelm Gustloff» – Am 30. Januar 1945 torpediert und gesunken – Der fiktive Erzähler als Überlebender der Katastrophe – Die Welt des Cyberspace – Deutliche Erinnerung ist verlangt – Zeugenschaft und Erinnerung – Prolegomena für eine literarische Geschichte der Vertreibung? – Im Kontext der Geschichte Europas.

*Rupert Neudeck, Troisdorf*

### ZEITGESCHICHTE

**«Finden wir die Worte?»** Zu *Ulla Berkéwicz* «Vielleicht werden wir ja verrückt» – Eine Phänomenologie der Fundamentalismen – Eine Folge eingefügter Erzählungen – Eigenwert des Erzählens – Alternativen, die für Augenblicke sichtbar werden. *Nikolaus Klein*

Nach neunzig Minuten existentieller Documenta möchte unser junger Mann sich verabschieden, und ich nehme die Gelegenheit wahr, mich ihm anzuschließen. Ich habe ein ziemlich ungutes Gefühl hinterher. Das ist zu abrupt gewesen. Die Tränen mochten noch nicht trocknen.

### Documenta aus Leben, aus Existenz, aus Leiden

Ich bin ein Dummer! Immer wieder muß der alte Mann diesen Satz über sich selber einflechten. Ich bin ein Dummer! Er sieht aus wie seine Unterschrift unter das Dokument, das sein Leben ist.

Er erzählt, wie er vor vier Jahren in der Markthallenkneipe in Hannover – dort wohnt er – einen Kumpel kennengelernt hat, ihm einige Biere spendiert hat, mit ihm zusammen im Taxi zu sich nach Hause gefahren ist. Am nächsten Morgen gegen vier Uhr sei er in der Nähe seiner Wohnung auf dem Bürgersteig wachgeworden. Er konnte sich zuerst nicht regen, habe dann sich aber mühsam erheben können: seine Schlüssel sind weg, von Wohnung und Auto; seine Brieftasche mit dem Geld ist weg; mit sehr viel Geld, sagt er mehrere Male. Nach zwei Tagen kann er sich nicht mehr bewegen. Diagnose: Lendenwirbel gebrochen. Ich bin ein Dummer.

Seine Frau hält den alten Mann für einen Trinker. Das beleidigt ihn. Das trifft ihn im Kern seiner Würde. Das tut ihm bitter weh. Sie sind schon eine Ewigkeit verheiratet. Ich kann sie nicht mehr lieben, sagt er. Sie schiebt die Schuld immer auf mich. Nach der Geschichte mit dem Banditen, als meine Schlüssel gestohlen waren, hat sie mich ewig klingeln lassen. Sie hat mir nicht aufgemacht. Ich bin ein Dummer!

Ich habe zwei Kinder: die Tochter ist Ärztin, der Sohn ist Diplomingenieur, aber ich bin ein Dummer.

Und immer wieder zwischendurch prostet er uns zu: Prost, das ist Wohlwollen und Glück, das gewünscht wird. Da bin ich unerwartet in dieser Documenta der guten Wünsche, des Segnens, der Leidenschaft fürs Leben.

Und immer wieder zwischendurch tippt er mir auf die Schulter, den Arm, das Knie: Documenta des Kontakts, der Kommunikation, der Berührung und Rührung im Wesentlichen. Ganz Persönliches mitten im anonymen Bahnhof von Kassel. Documenta vor der Documenta: nicht aus Medien, sondern aus Leben, aus Existenz, aus Leiden. Ich bin ein Dummer!

Es wurmt mich kraß meine eigene Dummheit, das Ende dieser Documenta vor der Documenta so rasch zugelassen zu haben: ich bin der Dumme. Ich weiß nicht, wie die Geschichte weitergegangen ist. Es gibt da noch eine Freundin. Aus der Zeit vor 40 Jahren. Er wird sie heute zum ersten Mal wieder sehen. Hoffentlich für ihn ein Dokument der Liebe. So bete ich's und ziehe unter der prallen Sonne über den Asphalt Kassels zur Documenta 11, hin zu Victor Grippo, Fiona Tan und all den anderen. Auf dem Weg dorthin fällt mir ein:

Immer wieder interpoliert der alte Mann assoziativ neue Themen in das laufende Gespräch hinein. Dieses Immer-und-Immer-wieder löst aus, daß ich in einer Mischung aus Oberlehrerschaft und Kameraderie ihn oft wieder aufs Thema «Rußland» zurückschicke.

### Documenta des Himmels

Auf markante Weise gekennzeichnet ist die Art seines Erzählens von einer akribischen Fixierung auf Daten und Zahlen, auch jenseits seiner Biographie: wann sind Lenin, Trotzki, Stalin geboren? Tag-Monat-Jahr! An welchem Tag ist das Schwein Deutscher geworden? Diese Akribie gilt erst recht für Personen und Ereignisse, die in seinem Leben vorkommen: so zählt er sämtliche Personen mit Vornamen und Lebensalter auf, die an dem schicksalhaften Gespräch am 24. Dezember 1943 teilgenommen haben. In den Angeln von Daten und Zahlen bewahrheitet sich für ihn: Ich bin ein Dummer. Mein Bruder Melle ist in Rußland, und ich hänge hier. Er ist verreckt, und mir geht es gut: unverdient gut, verdammt gut. Da rumort Gnade mir in Kopf und

Bauch, und da tobt in mir zugleich Verdammung herum: Gnade und Verdammung durcheinander; verdammt aneinander, gnadenvoll miteinander. Documenta: was nun? Documenta der Gnade oder der Verdammnis? Nein: die Frage gilt nicht. Der alte Mann kramt aus seinem Rucksack eine Minikamera heraus – sie ist von der Art, wie man sie in Thrillerfilmen als Dokumentenkamera von Agenten oder Geheimdienstleuten sieht. Sie ist mit schwarzem Klebeband zusammengehalten. Er bittet uns um Erlaubnis, ein Bild machen zu dürfen: Wir stimmen zu. Der alte Mann fotografiert: er fotografiert den Zufall, den Zufall im Bahncaf . Er fotografiert im Zufall die Documenta von Mitmenschlichkeit, die er da soeben zu spüren meint. Er fixiert dieses Gespür. Er macht es dingfest wie seine Daten und Zahlen. Er arbeitet an seiner eigenen Documenta, in der er in Zukunft diejenigen Bilder besuchen kann, die ihn für Augenblicke vergessen lassen konnten: Ich bin ein Dummer. Er arbeitet an seiner Documenta des Himmels: er sammelt Heiligenbilder, Bilder von Begegnungen, die ihm gut getan haben.

Mein Gott, in was für eine Verantwortung bin ich da auf dem Bahnhof in Kassel nun unversehens hineingeraten? Bahncaf  mit der Documenta meiner Überrumpelung, dieser göttlichen Zumutung für mich, dieser geheimnisvollen Kommunion mit mir. Documenta, die ihren Katalog nicht hat.

*Engelbert Groß, Eichstätt*

## Verstehen und Heilen

Zur theologischen Wirkungsgeschichte Hans-Georg Gadamers

In seinen «Philosophischen Lehrjahren» berichtet Hans-Georg Gadamer, daß von seiner Marburger Vorlesung das ironische Wort umlief: «Was bei Kr ger klar auseinandergelegt wurde, bringt Gadamer wieder durcheinander», dies jedoch mit dem Zusatz, daß man dadurch zum produktiven Denken angeregt worden sei.<sup>1</sup> Vermutlich trifft kaum ein Urteil so zentral auf Gadamers Wirkungsgeschichte zu wie dieses: Er ist zwar, wie nur wenige der zeitgenössischen Philosophen, auch Problemlöser, vor allem aber ist er Anreger, und das weit über den Horizont seiner denkerischen Bemühung hinaus und bis tief in die von ihm gelegentlich nur gestreifte Theologie hinein.<sup>2</sup> Der Ausstrahlung seines Ansatzes in die theologische Diskussion nachzugehen, ist um so weniger eine unangemessene Grenzüberschreitung, als Verstehen für Gadamer ein «wirkungsgeschichtlicher Vorgang» ist: Seiner Wirkungsgeschichte nachzugehen, ist daher ein Beitrag zu dem Versuch, Gadamer und seine Gedankenwelt zu verstehen. Und besser als durch Akte des Verstehens kann der Schöpfer der «philosophischen Hermeneutik» schwerlich gewürdigt werden.

### Glauben als Verstehen

In seiner irenischen Streitschrift «Zwei Glaubensweisen» (1950) erhob *Martin Buber* den Vorwurf, daß das Christentum in seinem, auf das Festhalten von Sätzen abhebenden Glaubensbegriff vom Glauben der Propheten, den auch Jesus geteilt habe, auf die inferiore Stufe eines Satz- und Autorit tsglaubens abgesunken sei. Die genuine Glaubensform beziehe sich aber nicht auf Sätze, sondern auf die von diesen umschriebene Gotteswirklichkeit, in der sich der Glaubende im Sinn der «emuna» festzumachen suche, um in ihr Halt und Stand zu gewinnen.<sup>3</sup> Dabei bezieht er sich of-

<sup>1</sup> H.-G. Gadamer, *Philosophische Lehrjahre. Eine Rückschau*. Frankfurt 1977, S. 46f.

<sup>2</sup> Beispiele dafür bieten die Erw hung des Inkarnationsmotivs und die Deutung der Entstehung des Wortes nach dem Abbild der Trinität, in: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen 1972, S. 397; 401.

<sup>3</sup> M. Buber, *Zwei Glaubensweisen*. Zürich 1950, S. 15ff., 26ff., 41ff.; dazu meine Schrift: *Buber für Christen. Eine Herausforderung*. Freiburg 1988, S. 117–121.

fensichtlich auf den am Dogma der Kirche orientierten und vom Ersten Vatikanum definierten Glaubensbegriff, der den Glaubensakt als die Unterwerfung des Intellekts unter die Autorität des sich offenbarenden Gottes und dessen authentische Auslegung in der Lehre der Kirche verstand.<sup>4</sup>

In der von dem neu entstandenen Kaiserreich bestimmten imperialistischen Atmosphäre, in der sich die für die Konzilsentscheidung maßgebliche deutsche Theologie bewegte, wurde die krasse Heteronomie dieser Definition nicht empfunden und noch weniger der Gegensatz, in dem sie sich gegenüber der paulinischen Absage an jede Art von Heteronomie (Röm 8,15) befand. Anders lagen die Dinge freilich in Frankreich, wo Vordenker wie *Lamenais* und Sprachdenker wie *Gratry* den geistigen Horizont aufgebrochen hatten, und wo der von *Descartes* inaugurierte Subjektivismus den auch dort aufgekommenen restaurativen Tendenzen entgegenwirkte.<sup>5</sup> Hier war es vor allem *Maurice Blondel*, der gegen die Vorstellung einer nach Art eines göttlichen «Ukas» an die Welt ergehenden Offenbarung Einspruch erhob und auf der Basis humanistischer und vor allem pascalscher Impulse das Konzept einer dialogischen Glaubensbegründung entwarf, für die sich die Bezeichnung «Immanenzapologetik» einbürgerte.

### Aufbruch und Umschwung

Zwar stieß Blondel mit seinem Entwurf zunächst auf den erbitterten Widerstand der «Traditionalisten», die ihm, dem später Erblindeten, die Ausarbeitung seines Ansatzes unmöglich machten; doch arbeitete die Zeit für ihn, und dies mit der Folge, daß das Zweite Vatikanum in der abschließenden Pastoralkonstitution «*Gaudium et spes*» wesentliche Elemente seines Konzepts übernahm.<sup>6</sup> Zweifellos wirkten unterschiedliche Faktoren auf diese – freilich posthume – Rehabilitierung hin. Insbesondere schärfte sich infolge der Lebensverhältnisse unter den terroristischen Diktaturen, die an die Stelle der wilhelminischen und zaristischen Imperien getreten waren, der Sinn für die Heteronomie des kirchlich verordneten Glaubenskonzepts. Den Umschwung brachte dann aber ein gesellschafts- und geistesgeschichtliches Ereignis, das nahezu synchron mit dem Zweiten Vatikanum einsetzte und mit revolutionärer Gewalt um sich griff: die Autoritätskrise. Sie war theoretisch durch die Schulhüpter *Adorno*, *Horkheimer* und *Marcuse* der Frankfurter Schule unterbaut worden und brach als nordamerikanischer Import zuerst in die Universitäten, von da dann aber geradezu epidemisch in sämtliche Bereiche des gesellschaftlichen Lebens, des Schulwesens, des Kulturbetriebs und nicht zuletzt auch der Kirchen ein. Nur eine Autorität – die für den Glaubensakt wichtigste – schien ihrem Zugriff entzogen zu sein: die göttliche. Doch gerade diese Annahme erwies sich als Täuschung. Es war der kirchenfrömmste deutsche Philosoph, *Peter Wust*, der in seinem Meisterwerk «*Ungewißheit und Wagnis*» (1937) den geradezu rebellischen Einwand gegen die Gottesautorität in die Frage faßte: «Warum ist Gott oben, am Gipfel der Vollkommenheit ... Und warum ist dieses eine höchste Wesen mühelos, kampfflos oben, an der Spitze der Seinshierarchie, während wir alle uns mühen müssen in endlos zermürendem Kampf und in qualvoller Daseinsunruhe?»<sup>7</sup>

Doch mit diesem Stoß gegen die Autorität, die nach der Kirchenlehre den Glauben ebenso forderte wie begründete, schien diesem das tragende Fundament entzogen und er, sofern er überhaupt noch eine Rolle spielte, dem Spiel postmoderner Beliebigkeit ausgeliefert

zu sein. Bei alledem ließ sich allerdings nicht übersehen, wogegen sich der Protest der Autoritätskrise richtete. Obwohl sie von den Universitäten ausging und sich vor allem in den Schulen austobte, zielte sie mit ihrer zentralen Stoßrichtung auf die Inhaber von staatlichen, gesellschaftlichen und kirchlichen Machtpositionen. Es war somit die von *Guardini* als Schlüsselbegriff der Moderne ausgemachte Macht, gegen die sie auf breiter Front opponierte.<sup>8</sup>

An dieser Stelle setzt die von Gadamer gebotene Lösung ein. Sie richtet sich, wie nur staunend vermerkt werden kann, diametral gegen die Aufklärung, die auf der einen Seite zwar die Autorität der Vernunft unterwarf, andererseits aber durch *Descartes* die entscheidenden Wahrheitsquellen der (philosophischen) Tradition und (kirchlichen) Autorität verwarf, um so den «Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit» (*Kant*) zu erwirken. Deshalb gilt ein zentrales Kapitel von Gadamer «Wahrheit und Methode» der «Rehabilitierung von Autorität und Tradition».<sup>9</sup> So entspricht es dem das Werk bestimmenden Verstehensbegriff. Denn der Verstehensakt bezieht sich nach *Nietzsche* nicht so sehr auf die jeweils gesprochenen Worte als vielmehr auf die Musik hinter den Worten, die Leidenschaft hinter dieser Musik und zumal auf die Person hinter dieser Leidenschaft.<sup>10</sup> Wie wiederum nur staunend vermerkt werden kann, rührt die philosophische Hermeneutik auch damit an eine christliche Grundposition. Denn der johanneische Leitsatz «Im Anfang war das Wort» (Joh 1,1) besagt in seiner Äquivalenz mit dem der Medientheorie *Marshall McLuhans* «das Medium ist die Botschaft», daß das Medium in Gestalt des Boten selbst schon die Botschaft ist. Tatsächlich unterscheidet sich der Stifter des Christentums von allen Vergleichsgestalten vor allem dadurch, daß er durch seine Auferstehung vom Botschafter zur Botschaft und vom Lehrer zur Lehre wurde.<sup>11</sup>

Da es beim Verstehen aber auch stets darum geht, die Aussage eines Sprechers besser zu verstehen, als sie von diesem selbst verstanden wurde (*Schleiermacher*), bedarf es der Rückbindung an die Tradition. Das besagt das auf das Mittelalter zurückgehende Bild von den Zwergen, die auf den Schultern von Riesen stehen und deswegen weiter sehen als diese. Dazu befähigt sie allerdings auch der zwischen ihnen und den «tragenden» Autoritäten zurückgelegte Zeitenabstand und das inzwischen aufgelaufene Erfahrungspotential. Tradition ist demnach, mit Gadamer gesprochen, «eine Form von Autorität».<sup>12</sup>

In alledem hat sich tatsächlich eine «Umkehrung der Aufklärung» vollzogen. Denn Autorität und Tradition erscheinen nun nicht mehr als Gegenbegriffe, sondern als Prinzipien und Tragepfeiler der Erkenntnis. Gleichzeitig klärte sich definitiv, in welcher Autorität der Offenbarungsgott redet: nicht in der des absoluten Macht habers, dem «alle Gewalt gegeben ist im Himmel wie auf Erden», sondern in der des Lehrers, der dem Menschen das denkbar wichtigste zu sagen hat: sich selbst, und dies im Doppelsinn des Ausdrucks, weil in dem Wort des sich mitteilenden Gottes der Mensch mitgesagt und beantwortet ist. Der Glaube aber erweist sich nun in seiner wahren Qualität. Weil er einer Selbstmitteilung Gottes entstammt, ist er ein Akt des Verstehens: ein Gott-Verstehen. Dazu verhilft die Begriffsklärung, mit der Gadamer aus der durch die Autoritätskrise verursachten Aporie herausführt.

### Verstehen als Heilen

Wenn es beim hermeneutischen Bemühen darum geht, einen Autor besser zu verstehen, als dieser sich selbst versteht, und wenn es auf Gadamer zudem zutrifft, daß er in erster Linie als Anreger zu gelten hat, wird man ihm erst dann voll gerecht, wenn man ihn und sein Hauptwerk, die «*Philosophische Hermeneu-*

<sup>4</sup> K. Schatz, *Vatikanum I (1869–1870) II: Von der Eröffnung bis zur Konstitution «Dei Filius»*. Paderborn 1993, S. 331–355; dazu U. Gerber, *Katholischer Glaubensbegriff. Die Frage nach dem Glaubensbegriff in der katholischen Theologie vom 1. Vatikanum bis zur Gegenwart*. Gütersloh 1966, S. 15–73.

<sup>5</sup> E. Seiterich, *Wege der Glaubensbegründung nach der sogenannten Immanenzapologetik*. Freiburg 1938, S. 9–34; 44–84.

<sup>6</sup> H. Bouillard, *Blondel und das Christentum* (Originaltitel: *Blondel et le Christianisme*). Mainz 1963, S. 261–322.

<sup>7</sup> P. Wust, *Ungewißheit und Wagnis*. München und Kempten 1950, S. 172.

<sup>8</sup> R. Guardini, *Das Ende der Neuzeit – Die Macht*. Mainz und Paderborn 1986, S. 101–125.

<sup>9</sup> H.-G. Gadamer, *Wahrheit und Methode* (vgl. Anm. 2), S. 261–269.

<sup>10</sup> F. Nietzsche, *Nachgelassene Fragmente* (1882), in: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe X*. München 1980, S. 89.

<sup>11</sup> A. Vögtle, *Der verkündigende und verkündigte Jesus «Christus»*, in: J. Sauer, Hrg., *Wer ist Jesus Christus?* Freiburg 1977, S. 27–91.

<sup>12</sup> H.-G. Gadamer, *Wahrheit und Methode* (vgl. Anm. 2), S. 264.

tik», fortzudenken versucht. Das wird sich in erster Linie auf die Stelle seines Entwurfs beziehen müssen, an dem dieser für eine Fortführung offensteht. Durch seine Ansicht, daß ein guter Philosoph auch ein ebenso guter Philologe sein müsse, erwies sich Gadamer als erklärter Sprachdenker, für den das Wort am Anfang aller philosophischen Reflexion steht.<sup>13</sup> Von der Anfänglichkeit des Wortes spricht auch das Bekenntnis von Goethes «Tasso»: «Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.»<sup>14</sup>

Sprachtheoretisch gesehen, greift dieses Wort tiefer als das informationstheoretische Verständnis des Sprechakts, das nicht nur den alltäglichen Umgang mit der Sprache unreflektiert bestimmt, sondern auch von der analytischen Sprachphilosophie festgeschrieben und durch die Medien zum alleinherrschenden erhoben wurde. Denn für Goethe ist Sprache – noch vor ihrem instrumental-informativen Gebrauch – Exklamation, und das besagt: elementarer Ausdruck dessen, was den Menschen an Glück oder Leid, Hoffnung oder Schmerz, Impuls oder Verweigerung, Initiative oder Abkehr bewegt. Dem Tassowort zufolge sind dies vor allem Erfahrungen der Not, der Lebensnot ebenso wie der Todesnot, so daß das menschliche Wort in letzter Hinsicht als ein *De profundis* erscheint.

Denn zur Sprache kommt der Mensch im Urakt seines subjektiven Bewußtseins. Der Aufgang des Selbstbewußtseins wird aber von einer Woge der Angst überflutet, die das zu sich erwachende Ich in die anfängliche Bewußtlosigkeit zurückzustößen droht. In diesem Augenblick entringt sich ihm jedoch das Ich als Notschrei, der sich tendenziell an einen Hörer und möglichen Helfer richtet und damit die Brücke zum Mitmenschen schlägt. So wird das Ich zum Anruf an ein potentielles Du. Doch selbst wenn dessen Antwort ausbleibt, bleibt die Anrufung nicht unerwidert. Denn für *Nikolaus von Kues* vernimmt jeder, der in meditativem Schweigen in sich hineinhorcht, den Zuspruch: «Sei dein eigen; dann bin auch ich dein eigen.»<sup>15</sup>

Doch selbst diese innere Vergewisserung macht den Tatbestand nicht ungeschehen, daß sich das Ich dem im Urakt der Selbstwerdung begriffenen Menschen als Notschrei entringt. Ebenso wie in ihm klingt dann aber in aller Sprache jener Leidenston mit, den *Kierkegaard* in allen, selbst den freudigsten Worten des Evangeliums vernahm.<sup>16</sup> Das verleiht der sprachlichen Kommunikation insgesamt einen primär therapeutischen Charakter. Wir sprechen zwar vordergründig miteinander, weil wir etwas zu sagen haben, hintergründig jedoch, um einander unsre Not zu klagen, in letzter Hinsicht unsre Existenznot, oft aber auch die Sprachnot, wie sie paradigmatisch *Hofmannsthals* «Lord Chandos» erlitt, dem die Worte im Mund zerfallen, so daß er nicht zu sagen vermag, was ihn bewegt.<sup>17</sup>

Wir sprechen aber nicht nur miteinander, um uns gegenseitig unsre Not einzugestehen, sondern auch – und erst darin kommt der therapeutische Charakter der Sprache voll zum Zug –, um zu heilen. Wie so oft, liegt auch hier die negative Kehrseite offener zutage als die positive Komponente. Wie die Rede vom Schwert des Wortes andeutet (Hebr 4,12), ist die Sprache auch eine Waffe, die schneidet und verletzt, indirekt durch Indiskretionen und Überforderungen, direkt durch kränkende, verletzende und verstörende Äußerungen oder durch subtile oder krasse Formen von Sprachpolemik.

Wenn die schädigende und kränkende Wirkung der Sprache auch offenkundiger ist, duldet ihr primär auferbauender und heilender Sinn doch keinen Zweifel, zumal es dem Sprechenden bei seinem Reden zunächst um Selbstheilung zu tun ist. Auch wenn

<sup>13</sup> H.-G. Gadamer, *Philosophische Lehrjahre* (vgl. Anm. 1), S. 45.

<sup>14</sup> J. W. von Goethe, *Tasso*, 5. Aufzug, 5. Auftritt. Ähnlich heißt es in der «Trilogie der Leidenschaften. An Werther»: «Verstrickt in solche Qualen, halbverschuldet, gab ihm ein Gott zu sagen, was er duldet.»

<sup>15</sup> Cusanus, *De visione Dei*, c.7, S. 25.

<sup>16</sup> S. Kierkegaard, *Einübung im Christentum II* (Ausgabe Hirsch und Gerdes), Gütersloh 1980, S. 102.

<sup>17</sup> H. von Hofmannsthal, *Brief des Lord Chandos*; dazu die Ausführungen meiner Untersuchung: *Religiöse Sprachbarrieren. Aufbau einer Logoporetik*. München 1980, S. 43.

es ihm nicht bewußt ist, verfährt er dabei doch nach dem Motto: «Arzt, heile dich selbst» (Lk 4,23). Wie ein Vergleich der verwendeten Sprachzeichen und der tatsächlich ausgetauschten Informationen zeigt, geht es uns beim Reden – auch bei Berücksichtigung der Redundanz – primär nicht so sehr um den Gewinn von Information, so sehr dieser jeweils Anlaß und Zweck des Redens ist, als vielmehr um die Überwindung der Einsamkeit. Wir reden miteinander, um wenigstens für die Dauer der Unterredung einen Menschen zu haben, der sich uns zuwendet und an uns Anteil nimmt. Die Einsamkeit aber ist die nach außen gekehrte – kommunikationsverlorene – Erscheinungsform der Angst, so wie diese der Vorbote und das Vorgefühl des Todes ist. Insofern klingt in allem Reden der Notschrei nach, mit dem das sich dem Nichts entringende Ich sich nach einem Helfer ausstreckt, der es vor dem Rücksturz in den Abgrund bewahrt. Wer spricht, sehnt sich, mit einer der schönsten Wendungen Gadammers ausgedrückt, nach dem «Wunder des Verstehens».<sup>18</sup>

Nun gehört es aber zum Schönsten im Menschenleben, daß jeder Gewinn zur Aufgabe wird, gleichviel, ob diese als solche erfaßt und ausgeübt wird oder nicht. So auch hier. Die erfahrene Selbstheilung drängt – wie jedes in seiner Sinnhaftigkeit begriffene Geschenk – dazu, an andere weitergegeben und für sie fruchtbar gemacht zu werden. Der Grad der dabei zu Gebot stehenden Hilfe bemißt sich freilich an dem der tatsächlich erfahrenen eigenen Heilung. Da sich diese letztlich auf die Überwindung der Todverfallenheit bezieht, wird sie vollgültig nur von dem angeboten und geleistet werden können, der zum Prinzip und Urgrund aller Todüberwindung durchstieß, der also zum Auferstehungsglauben gelangte. Aber auch bei ihm wird die Hilfe mit einem Zeichen des Einvernehmens und der Mitwisserschaft um die universale Todverfallenheit alles Lebendigen und der des Adressaten beginnen müssen, konkret mit der suggestiven Frage des Römerbriefs: «Ich unglücklicher Mensch! Wer wird mich von diesem todverfallenen Leib befreien?» (Röm 7,24)<sup>19</sup>

### Therapeutisches Verstehen

Unüberhörbar klingt in diesem Aufschrei das sich der Angst entringende Ich des sprachlichen Uraktes nach, jetzt aber einbezogen in ein Wort der Solidarisierung mit allen, die sich gleicherweise unter das allen auferlegte «Joch der Todesangst» (Hebr 2,15) gebeugt wissen. Nicht umsonst setzt sich das bei Paulus in das Wissen um die Schicksalsgemeinschaft alles Lebendigen in einer in Geburtswehen liegenden Schöpfung fort, die sich «ächzend und stöhnend» ihrem endzeitlichen Erfüllungsziel entgegensehnt (Röm 8,22f.). Damit tritt das Verstehen definitiv in einen therapeutischen Aspekt. Wer versteht, hört aus dem Wort des andern, gleichviel, was es inhaltlich besagt, dessen Klage über seine Todverfallenheit und die Bitte um Abhilfe heraus. Mit seiner Zuwendung geht der Verstehende auf dieses Ansinnen ein; denn er gibt ihm damit ein Zeichen der Solidarisierung, das ihn seiner Einsamkeit und damit der Angst, dem Vorgefühl des Todes, entreißt. Danach ist der therapeutische Charakter des Verstehens letztlich darin begründet, daß es tendenziell auf die Todüberwindung des Adressaten ausgeht.

Freilich nur tendenziell; denn das Angebot bemißt sich an der Frage, wie weit der Verstehende das zu geben vermag, was der Adressat im Grunde erwartet und was er diesem, zumindest hypothetisch, verspricht. Einzulösen vermöchte er dieses Versprechen, wie bereits deutlich wurde, nur unter der Voraussetzung, daß sein Zuspruch vom Prinzip der Todüberwindung getragen wäre, daß sein Wort also letztlich vom Auferstehungsglauben eingegeben würde. Das wiederum hätte zur Voraussetzung, daß der Glaube seinerseits Verstehensstruktur aufwiese, weil seine Kompetenz nur dann dem Verstehensakt zugute kommt und in ihn einfließen könnte. Daß das der Fall ist, zeigte der Beitrag, den der große Anreger Gadamer zur zeitgemäßen

<sup>18</sup> H.-G. Gadamer, *Wahrheit und Methode* (vgl. Anm. 2), S. 276.

<sup>19</sup> U. Wilckens, *Der Brief an die Römer II*. Zürich 1993, S. 83–117.

Glaubensinterpretation leistete. Weil im Licht seiner philosophischen Hermeneutik Gott den Glauben nicht als Machthaber fordert, sondern als Lehrer insinuiert, ist der Glaubensakt ein hermeneutischer Vorgang und als solcher der nie zu Ende gebrachte Versuch, den sich mitteilenden Gott zu verstehen. Auch das ist in dem Wort vom «Wunder des Verstehens» mitgesagt.

Der entscheidende Schritt besteht in der Tatsache, daß die Selbstoffenbarung Gottes nach christlichem Glauben nie definitiver, vollgültiger und vorbehaltloser erfolgte als in der Auferstehung Jesu, auf die, im Rückblick gesehen, seine ganze Lebensleistung ausgelegt war. Deshalb kulminiert diese in der Zusage: «Ich lebe, und auch ihr werdet leben.» (Joh 14,19)<sup>20</sup> Aus dieser Zusage lebt der therapeutische Zuspruch; ihr verdankt er seine Kompetenz. Doch wie artikuliert er sich?

### Therapeutisches Reden

Da Paulus das Prinzip seines Wirkens in den – wie eine Vorwegnahme des kartesischen «Cogito, ergo sum» anmutenden – Grundsatz faßt, «Ich glaube, darum rede ich» (2Kor 4,13), überrascht es nicht, daß sich bei ihm die deutlichsten Hinweise auf die Formen finden, in die sich das therapeutische Reden auffächert. Er weiß ebenso um die Sprachform des «guten Zuredens» (1Kor 4,13) wie um die des «überführenden» und zur Selbstprüfung anregenden Redens (2Kor 13,5), nicht weniger aber auch um die des tröstenden Zuspruchs (1Thess 4,13). Auf eine ebenso wichtige hat die um die Erkundung der Wege einer gegenwartsnahen Mystik verdiente Gertrud von Le Fort aufmerksam gemacht, als sie vom dichterischen Wort sagte, daß es die Gescheiterten auf ihrem «wirren Weg zum Abgrund» begleite, und damit das konkomitante Reden herausstellte, das dem Leidenden das Gefühl vermittelt, auf seinem Weg nicht allein gelassen zu sein, sondern einen verstehenden und teilnehmenden Wegbegleiter zu besitzen.<sup>21</sup> Als eine Steigerungsform dessen hat schließlich das «tole-

<sup>20</sup> Näheres dazu in dem titelgleichen Abschnitt meines Werkes «Die Entdeckung des Christentums», Freiburg 2000.

<sup>21</sup> G. von Le Fort, Vom Wesen christlicher Dichtung, in: Aufzeichnungen und Erinnerungen. Zürich 1951, S. 34.

rante» Reden zu gelten, das sich im Gegensatz zu dem, was sich mit diesem Begriff assoziiert, gerade nicht in Beweisen der Nachgiebigkeit artikuliert, sondern in Bekundungen des Willens, die Last des andern, auch im Fall seines Fehlverhaltens, auf sich zu nehmen, um ihm dadurch zur Selbstkorrektur zu verhelfen.<sup>22</sup>

Wenn Nietzsche meint, daß sich das Verstehen nicht so sehr auf Aussagen und Texte als vielmehr auf die dahinterstehenden Töne und Emotionen, zuletzt aber auf den Menschen beziehe, rückt er damit aber auch das Verstehen in einen primär dialogischen, letztlich jedoch in einen therapeutischen Aspekt. Wenn wir zunächst gar nicht, wie es den Anschein hat, in informativem, sondern kommunikativem Interesse miteinander reden, wenn wir also vor allem zu dem Ziel die sprachliche Kommunikation aufnehmen, einen sich uns zuwendenden Menschen zu gewinnen und so den Bann unserer Einsamkeit zu brechen, entspringt unser Sprechen letztlich der mit der Todverfallenheit alles Lebendigen gegebenen Not unseres Daseins. Dann ginge aber der angesprochene Partner, der zu verstehen sucht, an diesem Notstand vorbei, wenn er sich mit seinem Verstehensakt nicht darauf einstimmen würde, und dies im instinktiven Wissen darum, daß seinem Verstehen eine genuin therapeutische Qualität zukommt. So sehr bei der Entschlüsselung des Verstehensaktes der kognitive Gesichtspunkt im Vordergrund steht, um die sich seine Deuter von Schleiermacher bis Gadamer ebenso intensiv wie erfolgreich bemühten, darf doch der therapeutische nicht außer Acht gelassen werden. Denn wir stehen aufgrund der mit der Kontingenz des Daseins gegebenen Todverfallenheit alles Lebendigen in einer umfassenden Schicksals- und Notgemeinschaft, die nach Hilfen von außen und oben schreit. Diese Hilfen werden durch das exklamatorische Wort aufgegriffen und durch die verstehende Antwort in unterschiedlicher Dignität angeboten. Insofern ist alles Verstehen, gleichviel in welcher Form es auf den aus der Schicksalsgemeinschaft der Menschen aufsteigenden Notschrei eingeht, ein Beitrag zur Kontingenzbewältigung des Daseins.

Eugen Biser, München

<sup>22</sup> Näheres dazu in meiner Studie «Theologie als Therapie. Zur Wiedererlangung einer verlorenen Dimension». Heidelberg 1980, S. 158–163.

## Die prophetische Vision des Papstes Johannes XXIII.

Zur bleibenden Bedeutung des II. Vatikanischen Konzils (Erster Teil)\*

Er habe damals den Papst Johannes nicht gesehen. Der dicke Sockel einer Säule im Petersdom habe ihm den Blick versperrt. Daran erinnerte sich einer der Teilnehmer an der Feier der Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils, als er nach Jahrzehnten daran zurückdachte. Er bemerkte dazu: «Mir scheint, uns allen sei heute ... die Sicht ebenfalls verstellt.»<sup>1</sup> Hat er nicht Recht? – Wenn wir heute nach dem Konzil und seiner Bedeutung fragen, dann denken wir oft nur an das, was wir in den Dokumenten, die es hinterlassen hat, nachlesen können, und daran, wie wir die Wirkungen dieses Ereignisses, das für viele katholische Christen schon zu der Geschichte gehört, die sie selbst nicht miterlebt haben, in der gegenwärtigen Kirche erfahren und zu beurteilen haben. Aber wir haben dabei den nicht mit im Blick, dem wir dieses Konzil verdanken: den damaligen Papst Johannes XXIII. Was uns zu dem Stichwort «Konzil» einfällt und was wir in der Rückfrage danach erkunden, kann wie der dicke Sockel einer Säule im Petersdom wirken, der uns die wahre Bedeutung, die das Konzil für das Leben und die Zukunft der Kirche hat, verbirgt. Deshalb sei hier daran erinnert, wie es zu diesem Konzil gekommen ist, an die Gedanken und Intentionen, die damals

einen Papst bewogen haben, es einzuberufen. Was er damals «sah» und als notwendig erkannte, können wir als «prophetische Vision» verstehen. Denn es hilft uns, unsere Gegenwart im Lichte des Glaubens zu sehen. Wenn wir uns darauf konzentrieren, wird nur wenig vom Konzil und von seinen Ergebnissen die Rede sein. Aber wir werden einen Schlüssel finden, um dieses Ereignis und unsere heutige Situation als Christen in einer «nachkonziliaren» Kirche mit ihren Problemen und Krisen zu verstehen und als Herausforderung zum Wachstum in unserem Glauben anzunehmen.

### Eine überraschende Ankündigung

«Gewiß ein wenig vor Bewegung zitternd, aber zugleich mit demütiger Entschlossenheit des Vorsatzes spreche ich vor Euch die Bezeichnung und den Vorschlag der doppelten feierlichen Veranstaltung aus: einer Diözesansynode für Rom und eines allgemeinen Konzils für die Weltkirche.»<sup>2</sup> Mit diesen Worten kündigte Papst Johannes XXIII. am 25. Januar 1959 vor einigen Kardinälen in der römischen Kirche St. Paul vor den Mauern seinen Entschluß an, ein Konzil einzuberufen. Vorausgegangen

\* Vortrag in der Katholischen Studentengemeinde Weimar am 7. Juni 2000.

<sup>1</sup> L. Kaufmann, N. Klein, Johannes XXIII. Prophetie im Vermächtnis. Freiburg-Brig<sup>2</sup> 1990, S. 15f.

<sup>2</sup> G. Alberigo, Die Ankündigung des Konzils. Von der Sicherheit des Sich-Verschanzens zur Faszination des Suchens, in: G. Alberigo, K. Wittstadt, Hrg., Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils (1959–1965), Bd. I. Mainz 1997, S. 1–60, 1.

war ein Gottesdienst zum Abschluß der Weltgebetsoktav für die Einheit der Christen. Er gab dazu nur wenige Erläuterungen: Die ersten drei Monate des Kontakts mit seiner neuen römischen Umwelt als Papst hätten ihn dazu angeregt. Er wolle damit in seinem Amt den Herausforderungen der gegenwärtigen Stunde gerecht werden. Er berief sich «auf einige alte Formen der Lehre und auf kluge Regelungen kirchlicher Disziplin..., die in der Geschichte der Kirche zu Zeiten der Erneuerung Früchte außergewöhnlicher Wirksamkeit hervorbrachten für die Festigkeit der religiösen Einheit, für die lebendigere Flamme des christlichen Eifers».<sup>3</sup> Das Ziel des Konzils wurde nur angedeutet: Es soll «Licht, Erbauung und Fröhlichkeit des ganzen christlichen Volkes» bewirken und eine «freundliche und erneute Einladung an die Gläubigen der getrennten Kirchen» sein, «mit uns an diesem Gastmahl der Gnade und Brüderlichkeit teilzunehmen, das sich so viele Seelen aus allen Teilen der Erde sehnsüchtig wünschen».<sup>4</sup>

Die erste Reaktion der Kardinäle war für den Papst enttäuschend. «Menschlich hätten wir erwarten können, daß die Kardinäle, nachdem sie unsere Ankündigung gehört hatten, sich um uns geschart hätten, um ihre Zustimmung und guten Wünsche auszudrücken. Statt dessen gab es ein frommes und eindrucksvolles Schweigen. Erklärungen folgten in den nächsten Tagen.» So berichtet er im Rückblick auf diese Stunde.<sup>5</sup> Auch andere, die dem Papst wohlgesonnen waren und sich später als hervorragende Mitstreiter für seine Ziele erwiesen, äußerten zunächst Unverständnis und Bestürzung. Kardinal Lercaro – später einer der Bahnbrecher für die im Konzil erreichte Liturgiereform – hielt den Plan des Papstes für «vorschnell und impulsiv» und führte ihn auf dessen «Unerfahrenheit und Mangel an Bildung» zurück. Erzbischof Montini – später als Papst Paul VI. sein Nachfolger – rief noch am Abend dieses denkwürdigen Tages einen Freund, den Oratorianer Bevilacqua, an und sagte: «Dieser heilige alte Knabe scheint nicht zu merken, in was für ein Hornissennest er da sticht.» Sein Freund beruhigte ihn aber: «Keine Sorge, Don Battista, lassen Sie das nur gehen. Der Heilige Geist ist noch wach in der Kirche.»<sup>6</sup>

Warum wirkte die Ankündigung eines Konzils so sensationell? Im bisherigen Verlauf der Geschichte der Kirche war ein Allgemeines – «Ökumenisches» – Konzil ein relativ seltenes Ereignis, das jeweils aus bestimmten Gründen notwendig geworden war. Solche Gründe, wie man sie aus der Geschichte kannte, schienen in der Mitte des 20. Jahrhunderts nicht gegeben zu sein. Aber abgesehen davon, nach dem letzten Konzil, dem I. Vatikanum 1869/70, war eine Situation entstanden, in der kaum noch jemand in der katholischen Kirche damit rechnete, es würde jemals wieder ein Konzil stattfinden. Denn das I. Vatikanische Konzil war zwar wegen des damaligen Kriegsausbruchs nicht abgeschlossen, sondern auf unbestimmte Zeit vertagt worden. Aber es hatte feierlich die Vollmachten des Bischofs von Rom im Hinblick auf die Gesamtkirche «definiert», seine Leitungs- und Lehrgewalt, die in der Folgezeit «maximalistisch» ausgelegt wurden. Warum sollte es also des so umständlichen und kostspieligen Aufwands eines Konzils bedürfen? Es setzte sich fast allgemein in der Kirche die Überzeugung durch: Die Epoche der Konzile ist ein für allemal vorbei. Erst recht war kaum jemand darauf gefaßt, der als Nachfolger Pius' XII. gewählte Papst würde das in Frage stellen. Angelo Roncalli stand bei seiner Wahl am 28. Oktober 1958 kurz vor der Vollendung seines 77. Lebensjahres. Es war kein Ge-

heimnis, daß sein hohes Alter einer der Gründe gewesen ist, ihn jüngeren Kandidaten vorzuziehen. Man wünschte nach dem langen, von der profilierten Person Pius' XII. geprägten Pontifikat eine Atempause, also einen «Übergangspapst», dem nur eine kurze Regierungszeit beschieden sein würde. Viele Kardinäle wußten auch schon, wer der kommende Papst nach dieser Atempause sein würde: der schon erwähnte damalige Erzbischof von Mailand, Giovanni Battista Montini. Wäre er nicht nach jahrzehntelanger Tätigkeit im Vatikan wegen eines Konflikts mit Pius XII. ins «Exil» geschickt worden, ohne – wie es eigentlich «Gewohnheitsrecht» war – als Erzbischof von Mailand zum Kardinal erhoben zu werden, so wäre er wohl sofort dessen Nachfolger geworden. Auch Papst Johannes dachte so. Erzbischof Montini war der erste, den er selbst zum Kardinal ernannte.

### Die ersten Folgen der Ankündigung

Was der Papst mit dem Stichwort «Konzil» auslöste, war ebenfalls eine Überraschung. Wie bei einem Stein, der ins Wasser geworfen wird, kam etwas in Bewegung, nicht nur in der Kirche und in der Christenheit, sondern über deren Grenzen hinaus, in der ganzen Welt. Überall, auch bei Menschen, die sich sonst für alles, was mit Glauben und Kirche zu tun hat, nicht interessieren, weckte dieses Stichwort Aufmerksamkeit und Erwartungen. In der ganzen Welt wurde die Initiative des alten Papstes als ein Akt wahrgenommen, der für alle Menschen etwas bedeuten könnte. Die Welt, damals durch die Feindseligkeit einander gegenüberstehender Machtblöcke zerrissen und vergeblich nach Vorzeichen für eine bessere Zukunft ausschauend; hörte ein Signal, aus dem Millionen Menschen Hoffnung schöpften. Die «Hoffnungsgemeinschaft», die damals zu entstehen begann, trat wenige Jahre später ins Licht der Weltöffentlichkeit: Am Krankenlager des Papstes Johannes XIII. vereinten sich Menschen aus West und Ost, Glaubende und Atheisten, und nahmen an seinem Sterben Anteil, in Mit-Leiden, Trauer und Gebet. Unter den Botschaften guten Willens, die ihm gesandt wurden, war auch eine aus Moskau von Partei- und Staatschef Chruschtschow. Angehörige anderer Religionen bezeugten ihre Hochachtung. Ein Atheist schrieb ihm: «Soweit ein Atheist beten kann, bete ich für Sie.»<sup>7</sup> Für die Christenheit bedeutete die Ankündigung des Konzils einen kräftigen Impuls auf dem Weg zur Einheit. Die orthodoxen Kirchen zeigten ihr lebhaftes Interesse an dem kommenden Konzil so deutlich, daß in den evangelischen die Sorge aufkam, eine katholisch-orthodoxe Verständigung könne an ihnen vorbeigehen. Im Ökumenischen Rat der Kirchen löste das Stichwort stürmische Reaktionen aus. Die Andeutung des Papstes, das Konzil solle der Einheit der Christen dienen, ließ die Erwartung entstehen, es käme vielleicht zu einem wirklichen «Unions-Konzil» aller christlichen Kirchen. Solche Vermutungen wurden allerdings schnell gedämpft: Das angekündigte Konzil würde ein Konzil der katholischen Kirche nach katholischem Kirchenrecht werden. Aber der Papst setzte sich dafür ein; daß – erstmalig bei einem Konzil – alle christlichen Kirchen durch «Beobachter» daran teilnehmen konnten. Sie erhielten nicht nur privilegierte Plätze im Petersdom zugewiesen, es wurden ihnen auch viele Möglichkeiten eingeräumt, ihre eigenen Stellungnahmen in den konziliaren Prozeß mit einzubringen.

Für unsere Überlegungen ist vor allem wichtig, welche Bewegungen durch die Konzilsankündigung in unserer eigenen Kirche ausgelöst wurden. Als erster Schritt zur Vorbereitung des Konzils wurde eine großangelegte Befragung der künftigen Konzilsväter, der großen Ordensfamilien und der katholischen Hochschulen durchgeführt. Der Papst bestand darauf, daß diese nicht durch einen von den entsprechenden Ausführungsorganen vorbereiteten Frageraster von vornherein in bestimmte Bahnen gelenkt wurde, sondern alle frei und offen ihre Fragen, Wünsche und Vorschläge äußern konnten. Die Antworten, die in Rom einliefen und dort riesige Aktenberge entstehen ließen, waren – aufs

<sup>3</sup> Ebd., S. 2.

<sup>4</sup> Ebd., S. 17. – Der Wortlaut dieser Ansprache wurde im Osservatore Romano nicht veröffentlicht. Eine Presseerklärung darüber wurde auf eine Innenseite verbannt. Die offizielle Fassung der Ansprache erschien – spürbar «gefeilt» – erst Ostern in den Acta Apostolicae Sedis. Dabei war die ursprüngliche Intention des Satzes, der die Einladung an die getrennten Christen enthielt, erheblich abgeschwächt. Vgl. P. Hebblethwaite, Johannes XXIII. Das Leben des Angelo Roncalli. Zürich 1986, S. 411f., der feststellt: «So begann der Prozeß, das Konzil herunterzuspielen, noch am selben Tag, an dem es angekündigt wurde.»

<sup>5</sup> L. Elliott, Johannes XXIII. Das Leben eines großen Papstes. Freiburg i.Br. 1974, S. 268.

<sup>6</sup> P. Hebblethwaite, a.a.O. (Anm. 4), S. 412.

<sup>7</sup> P. Hebblethwaite, a.a.O. (Anm. 4), S. 635f.

Ganze gesehen – inhaltlich recht dürftig. Nur vereinzelt meldeten sich Stimmen zu Wort, die den Intentionen entsprachen, wie sie den Papst bewegten. Das schien denjenigen Recht zu geben, die auf die Ankündigung des Konzils mit der skeptischen Sorge reagiert hatten, das Konzil komme vielleicht 50 Jahre zu früh. Die Kirche sei dafür noch nicht reif – sie müsse noch auf eine aufgeschlosseneren Bischofsgeneration warten.

Von größerer Bedeutung waren jedoch zwei weitere Folgen, die extrem gegenläufig sind. Auf sie ist ausführlicher einzugehen. Außerhalb der auf offiziellen Geleisen in Gang kommenden Vorbereitungen bewirkte die Ankündigung in der Kirche einen «*Dammbruch der Erwartungen*».<sup>8</sup> Das geschah vor allem in jenen Kreisen und Regionen, in denen schon während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts «*Bewegungen*» im Leben der katholischen Kirche entstanden, aber immer auf Widerstand seitens der Kirchenleitung gestoßen waren. Hier erwachte überall die Hoffnung, es würden durch das Konzil vielleicht doch Schritte möglich, die bisher durch ein unerbittliches «*Nein*» kirchenamtlicher Instanzen verhindert worden waren. Sie entfesselte ungeahnte Energien und beflügelte die Phantasie, die manchmal die Grenzen des menschlich Möglichen weit übersprang. Das veränderte schlagartig das Erscheinungsbild der katholischen Kirche. Derselbe Erzbischof Montini, der zunächst so erschrocken reagiert hatte, schrieb bald darauf in einem Hirtenbrief: «*Es scheint, als hätte*» der Papst «*eine verborgene Erwartung ... der gesamten katholischen Welt erraten. Eine Flamme der Begeisterung loderte durch die ganze Kirche. Er verstand auf Anhieb, vielleicht aufgrund einer Eingebung, daß er durch die Einberufung eines Konzils Lebenskräfte ohnegleichen in der Kirche freisetzen würde.*»<sup>9</sup>

Ganz anders war die Wirkung auf den innersten Kreis der Leitung der Kirche, in der von einigen Kardinälen geleiteten päpstlichen «*Kurie*». Hier erhob sich sofort *entschiedener Widerstand* gegen das vom Papst beabsichtigte Konzil. Er lief darauf hinaus, es möglichst ganz zu verhindern, indem man die Vorbereitung so in die Länge zog, daß das Projekt mit dem in nicht allzu ferner Zeit zu erwartenden Tod des Papstes mit ins Grab sinken würde, oder – und diesem Bestreben war ein gewisser Erfolg beschieden – die Vorbereitung in Kanäle zu leiten, die genau zum Gegenteil dessen führen würden, was der Papst angedeutet hatte: nicht zu einer «*Erneuerung*» der Kirche, sondern zur «*Krönung jahrhundertelanger Intransigenz*»<sup>10</sup>, wie sie während der letzten Pontifikate das Denken und Handeln der römischen Kirchenleitung bestimmt hatte. Das war in der damaligen Situation verständlich. Denn die seit vielen Jahren in der Kurie tätigen Kardinäle und deren Mitarbeiter waren unter dem neuen Papst in ihren Ämtern verblieben. Jetzt arbeiteten sie mit an der Vorbereitung eines Konzils, das nicht nur alle lehramtlichen Erklärungen, die seit dem I. Vatikanum in der von ihnen gewünschten Richtung ergangen waren, bestätigend wiederholen, sondern auch einige Öffnungen, zu denen sich Pius XII. durchgerungen hatte – z.B. im Hinblick auf Probleme der Auslegung der Heiligen Schrift –, rückgängig machen sollte. In diesen Kreisen war man der Meinung, dieses Konzil würde als eine kurze feierliche Handlung ablaufen. Die Bischöfe würden ohne Diskussionen zu den römischen Entwürfen Ja und Amen sagen. Es wurde sogar vorgeschlagen, die Bischöfe gar nicht wirklich zustimmen zu lassen. Es genüge, wenn sie schriftlich ihre Zustimmung zu den ihnen vorgelegten Texten erklärten und der Papst allein diese «*sacro approbante concilio*» verkünde.<sup>11</sup>

Hier ist nicht im einzelnen zu verfolgen, was auf beiden Seiten unternommen wurde, damit das kommende Konzil möglichst den je eigenen Wünschen und Erwartungen entspreche. Aber

<sup>8</sup> O.H. Pesch, *Das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965)*. Würzburg 1993, S. 55.

<sup>9</sup> P. Hebblethwaite, a.a.O. (Anm. 4), S. 413.

<sup>10</sup> E. Fouilloux, *Die vorvorbereitende Phase (1959–1960)*. Der langsame Gang aus der Unbeweglichkeit, in: G. Alberigo, K. Wittstadt, a.a.O. (Anm. 2), S. 61–187, 123.

<sup>11</sup> J. A. Komonchak, *Der Kampf für das Konzil während der Vorbereitung (1960–1962)*, in: G. Alberigo, K. Wittstadt, a.a.O. (Anm. 2), S. 189–401, 369f.

## ZÜRCHER LEHRHAUS

Kurs 10, 17. November 2002, 9.30–17.00 Uhr

### Was ist mit dem Körper geschehen?

Das Konzept, die Seele und den Körper getrennt zu betrachten, hängt mit der alten Vorstellung zusammen, daß Leib und Seele zwei voneinander getrennte Wesenheiten sind.

Gibt es wirklich eine körperfeindliche judäo-christliche Einstellung? Was haben die jüdischen und christlichen Quellentexte dazu zu sagen? Haben sich die Vorstellungen zu diesem Thema im Laufe der Zeit verändert?

In diesem Seminar zeichnen wir die Wege, die jüdische und christliche Sichtweisen in Bezug auf die Körperlichkeit des Menschen genommen haben, nach. Wir werden dabei mit einführenden Vorträgen zu den einzelnen Themen, mit Texten und – in der Tradition des Lehrhauses – mit viel Diskussion arbeiten.

Leitung: Raphael Pifko, Hanspeter Ernst

Kurs 11, 2. Dezember 2002, 9.30–17.00 Uhr

### Ein Kind ist uns geboren

Kindheitsgeschichten berühmter Menschen sind ein eigener literarischer Topos. Die Geburtsgeschichte Jesu auf dem Hintergrund dieser Geschichten zu lesen, kann zur Vertiefung des Geheimnisses von Weihnachten beitragen und zugleich den Blick weiten. Wir werden diese Geschichten jüdisch und christlich lesen und sehen, wie diese beiden Lesarten sich ergänzen, aber auch widersprechen können.

Der Kurs ist geeignet für Menschen, die einen neuen Zugang zu solchen Geschichten suchen, für Katecheten und Katechetinnen und für all jene, die mit der Verkündigung beauftragt sind.

**Auskunft und Anmeldung:** Zürcher Lehrhaus, Limmattalstr. 73, 8049 Zürich, Tel. 01 341 18 20, Fax 01 341 18 29

diese Ausgangslage läßt schon absehen, wie das Konzil dann tatsächlich verlaufen ist und zu welchem Ergebnis es geführt hat. Aus den Aufbruchsbewegungen in der Kirche ist der Funke schnell auf die versammelten Bischöfe übergelungen und hat auch unter ihnen einen «*Dammbruch der Erwartungen*» bewirkt. Aber auch ein zäher, unüberwindlicher Widerstand dagegen hat sich bremsend ausgewirkt. Es hat sich zwar schnell ein Kräfteverhältnis herausgestellt, wonach unter etwa 2500 Konzilsvätern sich nur 200–300 gegen «*Neuerungen*» sträubten und deren harter Kern bei wichtigen Entscheidungen auf rund 75 Stimmen zusammenschmolz. Aber alle Beschlüsse des Konzils, für die stets «*Einmütigkeit*» angestrebt wurde, waren nur in der Form von Kompromissen möglich, in denen auch die Minderheit ihre Anliegen mit aufgenommen sah. Bedenken wir, daß die Minderheit vor allem aus Personen bestand, die einflußreiche Ämter innehatten und diese auch nach dem Konzil weiterhin ausübten, dann lassen sich schon von dieser Ausgangslage her viele Vorgänge und Entwicklungen in der nachkonziliaren Kirche verstehen.

In dieser unterschiedlichen Reaktion auf die Ankündigung des Konzils zeigt sich ein Konflikt, der schon lange das Leben in der Glaubensgemeinschaft der katholischen Kirche – und darüber hinaus in der ganzen Christenheit – überschattete. Er hängt damit zusammen, daß die Glaubenden sich immer deutlicher konfrontiert erfahren mit einer Welt, die nicht mehr – wie im christlichen Mittelalter – ihre eigene, eine einheitlich christliche Welt ist. «*Neue Verhältnisse*» entstehen und wirken sich auf das Verhalten der Menschen aus. Sie führen dazu, daß Menschen «*massenhaft*» den «*alten*» Glauben «*praktisch aufgeben*» (vgl. GS 7). Die-

jenigen aber, die Christen bleiben und bleiben wollen, werden in ihnen vor die Frage gestellt: Sollen sie diese «neue» Wirklichkeit bejahen und annehmen, als Herausforderung zum Wachstum in ihrem Glauben, zu ihrer eigenen «Erneuerung» und «Bekehrung»? Oder sollen sie sich vor ihr verschließen, trotzig an dem festhalten, wie sie bisher ihren Glauben verstanden und gelebt haben, sich selbst behaupten gegenüber einer feindlichen Welt? An dieser Frage und an den Antworten, die darauf gegeben werden, scheiden sich – bis zum heutigen Tag – die Geister. In der Rückschau zeigt sich, daß daraus Krisen entstehen können, in denen – wie in der Modernismuskrise am Beginn des 20. Jahrhunderts – die «katholische» Einheit in der Kirche zu zerreißen droht und die Vorkämpfer auf *beiden* Seiten ihre Optionen so engstirnig verfolgen, daß sie selbst dabei «häretisch» werden.<sup>12</sup> Aber Auseinandersetzungen, wie sie in einer solchen Situation entstehen, gehören zum «normalen» Leben der Kirche unter den Bedingungen der «Moderne». Sie sind in den unterschiedlichen menschlichen Voraussetzungen begründet, von denen aus diese Frage gesehen und beantwortet wird. Deshalb ist es geboten, in der einen Glaubensgemeinschaft der Kirche den «Andersdenkenden» zu respektieren und ihm zuzugestehen, daß er seine Sicht nach bestem Wissen und mit gutem Gewissen vertritt. Man wird sogar sagen dürfen: Wo dieser Konflikt an der Oberfläche des kirchlichen Lebens ausgetragen wird, macht er etwas sichtbar, was jeder Christ, der zugleich ein Mensch in der Welt von heute ist, in seinem eigenen Herzen erfährt. Dieser Konflikt kann nicht durch den Sieg der einen über die anderen aus der Welt geschafft werden. Ein «Fortschritt» zu seiner Lösung ist nur darin zu erwarten, daß er geduldig ausgehalten wird und sich alle bemühen, das, was sie im Tiefsten miteinander verbindet, das «Eigentliche» und «Wesentliche» des christlichen Glaubens, entschiedener und radikaler zu leben.<sup>13</sup>

### Warum ein Konzil?

Was hat den Papst dazu bewogen, ein Konzil anzukündigen und in der kurzen Zeit, die ihm als «Übergangspapst» zur Verfügung stand, wenigstens noch «dieses große schwere Schiff vom Stapel laufen zu lassen»?<sup>14</sup> Dafür waren ausschlaggebend eine Grund-Erkennntnis und eine Grund-Entscheidung.

Die Grund-Erkennntnis: Papst Johannes war überzeugt, daß die Kirche – im Verlauf eines langen, von dem eben angedeuteten Konflikt bestimmten Weges – in ihrem Denken und Leben den Anschluß an die geschichtlichen Entwicklungen verloren hat, die in der Menschheit und in der Welt vor sich gehen. Er empfand die Kirche in der Welt von heute als eine Kirche von gestern, die eine Kirche von heute werden müsse. Er hielt es deshalb von vornherein für aussichtslos, wenn die Kirche sich den anderen Christen und den Menschen in der Welt von heute zuwenden würde, ohne zuvor diese Aufgabe geleistet zu haben. Das beunruhigte ihn um so mehr, als er deutliche Zeichen dafür zu sehen meinte, daß wir uns an der Schwelle einer neuen Epoche der Menschheitsgeschichte befinden.

<sup>12</sup> Am Beginn des 20. Jahrhunderts erschien der «Modernismus den Verteidigern der Tradition als das «Sammelbecken aller Häresien»» (Pius X., Enzyklika «Pascendi» 1907). Auf der Gegenseite hielt man Mentalität und Verhaltensweisen der «Integralisten» für die «denkbar radikalste Perversion des Evangeliums», die sich dem Modernismus als nicht minder «mörderischer Veterismus» entgegenstellt. Vgl. H. U. von Balthasar, *Integralismus heute*, in: *Diakonia* 19 (1988), S. 121–129; dokumentiert in: W. Beinert, Hrsg., «Katholischer» Fundamentalismus. Häretische Gruppen in der Kirche? Regensburg 1991, S. 155–175, 168.

<sup>13</sup> Das Konzil ermahnt «alle in der Kirche», sie sollen unter «Wahrung der Einheit im Notwendigen» in jeder Hinsicht – auch in bezug auf das Verständnis der Offenbarungswahrheiten – «die gebührende Freiheit walten lassen, in allem aber die Liebe üben» (Hervorhebung S.H.). Auf diese Weise würden sie «die wahre Katholizität und Apostolizität der Kirche immer vollständiger zum Ausdruck bringen». (Vgl. UR 4) Es hat damit den «berühmten Aphorismus» – *in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas* – aufgenommen, den Papst Johannes XXIII. liebte und von dem er meinte, daß er die «Kennzeichen jeder guten sozialen Organisation wundervoll zum Ausdruck bringt». So in: Johannes XXIII., *Erinnerungen eines Nuntius*. Freiburg i. Br. 1965, S. 13f.; vgl. auch GS 92, dort mit Verweis auf die Enzyklika «Ad Petri cathedram».

<sup>14</sup> P. Hebblethwaite, a.a.O. (Anm. 4), S. 561.

Die Grund-Entscheidung: Das war sein «demütiger» Entschluß, für die Bewältigung dieser Situation alle Energien in der Kirche aufzubieten und zu aktivieren. Wir könnten auch sagen: Er hielt es für notwendig, an die Kirche als Ganze zu appellieren. Die Kehrseite dieses Entschlusses bedeutete, daß er die Lösung der Aufgabe, wie er sie sah, nicht den Instanzen zutraute, die nach den damals herrschenden Vorstellungen eigentlich dafür zuständig gewesen wären, dem Papst allein und seinen Regierungsorganen. Sein Entschluß war also zugleich die Absage an ein bestimmtes Kirchenverständnis. Ein italienischer Pfarrer, der damals gefragt wurde, warum wohl der Papst ein Konzil einberufen habe, traf den Nagel auf den Kopf, als er antwortete: «Der Heilige Vater sah die großen Probleme der Welt. Er wurde gewahrt, daß er mit seiner näheren Umgebung da nicht mehr zurecht kam. Und so rief er von den Enden der Erde das Konzil zusammen.»<sup>15</sup>

Mit beidem, seiner Beurteilung der Situation der Kirche und seinem Entschluß, stand der Papst auf der Seite derer, die für eine Öffnung der Kirche zur heutigen Wirklichkeit der Welt eintraten. Aber er war zugleich auch «konservativ». Er hatte während des Modernismusstreits gelernt, daß die notwendig werdenden Wandlungen «im Verständnis des Glaubens und im Leben der Kirche das überlieferte Glaubensgut unversehrt bewahren und in der Kontinuität und Gemeinschaft der Kirche erfolgen müssen».<sup>16</sup> In dieser Hinsicht stand er auf Seiten derer, die sich der Tradition verpflichtet wußten. Es kam für ihn deshalb nur eine «Erneuerung» auf «verfassungsmäßigem» Wege in Frage. Als dafür vorgesehene Instrumente im kirchlichen Leben kannte er Synoden in Bistümern und Provinzen und für die Gesamtkirche das Konzil.<sup>17</sup>

Was dem Papst als dringende Aufgabe der Kirche vor Augen stand, bezeichnete er mit dem Ausdruck «Aggiornamento». Dieses Wort ist der Kaufmannssprache entnommen und bedeutet dort die Bücher auf den neuesten Stand – den «heutigen Tag» – bringen.<sup>18</sup> Schon als Patriarch in Venedig hatte er es zu Beginn der dortigen Diözesansynode gebraucht und dabei verwiesen auf «unsere heilige Kirche, immer jugendlich und bereit, dem verschiedenen Verlauf der Lebensumstände zu folgen mit dem Zweck, anzupassen, zu korrigieren, zu verbessern, anzuspornen». Als Papst griff er es erneut auf: Das «Aggiornamento der Kirche nach 20 Jahrhunderten» sei die «Hauptaufgabe des Konzils», was vor allem «die tiefe Erkenntnis und Liebe der geoffenbarten Wahrheit angeht», aber auch ein «Aggiornamento der Strukturen» betrifft. Er meinte damit mehr als «Reform» im gewohnten Verständnis. Es ging ihm darum, nach einer neuen Inkulturation der Offenbarung zu suchen in einer Menschheit, die im Umbruch ist, durch «ein neues radikales Eintauchen in den überlieferten Glauben mit dem Ziel, das christliche Leben und das Leben der Kirche zu erneuern im Geist der Freundschaft mit den Men-

<sup>15</sup> L. Kaufmann, N. Klein, a.a.O. (Anm. 1), S. 60.

<sup>16</sup> Für Angelo Roncalli wurde der Rückblick auf Leben und Werk des Kardinals Caesar Baronius, über den er anlässlich des 300. Jahrestags seines Todes einen Vortrag hielt, wichtig, um die rechte Mitte zwischen Wahrung der Tradition und notwendiger Erneuerung zu finden. Römischen Behörden galt er aber als des Modernismus verdächtig. Als Papst ließ er sich kurz nach seinem Amtsantritt seine «Akte» vorlegen und schrieb «mit Schwung» an den Rand: «Ich, Johannes XXIII., Papst, erkläre, daß ich niemals ein Modernist war!» Vgl. M. Trevor, *Pope John*. London 1967, S. 132, Anm. – Vgl. auch das Kapitel: «In den Wirbelsturm des Modernismus», in: P. Hebblethwaite, a.a.O. (Anm. 4), S. 72–104.

<sup>17</sup> Das wissenschaftliche Lebenswerk Angelo Roncallis, das ihn von 1906–1958 beschäftigte, war die Herausgabe der Akten der Apostolischen Visitation, die Karl Borromäus 1575 in der Diözese Bergamo vorgenommen hat. Es ging darin um die Durchführung der Reformbeschlüsse des Konzils von Trient, für die sich Roncalli besonders interessierte, weil sie über die Kirche von Bergamo «in der charakteristischsten Periode ihrer religiösen Erneuerung», im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit, Aufschluß gab. Vgl. P. Hebblethwaite, a.a.O. (Anm. 4), S. 78; M. Trevor, a.a.O. (Anm. 16), S. 98f. Als Sekretär des Bischofs Radini Tedeschi von Bergamo hat er 1910 dessen Bistumssynode miterlebt, als Patriarch von Venedig 1957 selbst eine solche abgehalten.

<sup>18</sup> Vgl. G. Alberigo, *Art. Aggiornamento*, LThK 1., Freiburg i.Br. 1993, Sp. 231, daraus auch das im folgenden Zitierte.

schen». Es kann gefragt werden, wie weit ihm dabei der in der Kirche bestehende «Nachholbedarf» im einzelnen bewußt war. Aber aus seinen Worten und Handlungen geht hervor, daß er alles für anachronistisch hielt, was im kirchlichen Denken und Verhalten weniger auf das Evangelium als vielmehr auf ein von der Wirklichkeit längst überholtes System der «Christenheit» zurückzuführen ist.<sup>19</sup>

Seine Grund-Entscheidung, an die Kirche als Ganze zu appellieren – im Rahmen der verfassungsmäßigen Gegebenheiten also an ein Konzil –, verdeutlichte er durch die Erwartung eines «neuen Pfingsten», die er mit dem Konzil verband. Wie am Beginn des Weges der Kirche sollten sich alle «versammeln», um einen Raum zu schaffen, in dem der Geist Gottes erneut seine Wunder wirken könne.

Diese Erwartung deutet darauf hin, daß der Papst an ein Konzil dachte, das aus der Reihe der bisherigen Konzile hervorrangen würde. Er erinnerte an das sogenannte «Apostelkonzil», von dem in der Apostelgeschichte berichtet wird (Apg 15,1–29). Dort sei das «Modell» für das Konzil, wie er es sich vorstellte, zu finden.<sup>20</sup> Dabei erwartete er, daß über die Bischöfe der ganze «blühende Lebensreichtum der Kirche», die Hilfe aller ihrer Glieder, in dieses Aufgebot zur Lösung der großen Aufgabe mit einfließen würde.<sup>21</sup>

<sup>19</sup> Damit ist vor allem die Verflechtung von Kirche und Staat gemeint, wie sie auf das 4. Jahrhundert zurückgeht. Vgl. L. Kaufmann, N. Klein, a.a.O. (Anm. 1) S. 27ff. – Papst Johannes war sich bewußt, daß das Wort *Aggiornamento* auch falsch verstanden werden kann, als billige, das Evangelium verrätende Anpassung an den Zeitgeist. Aber eindeutig liegt bei ihm der Akzent auf einer notwendigen Selbstkritik und Wandlung der Kirche unter den Herausforderungen der Welt von heute. Nach dem Konzil – durch die Bischofssynode 1985 – wurde das Verständnis des «sogenannten *Aggiornamento*» offiziell umgedeutet. Von einer Selbstkritik der Kirche war nicht mehr die Rede. Vgl. die Dokumente der außerordentlichen Bischofssynode 1985: Zukunft aus der Kraft des Konzils. Freiburg i. Br. 1986, hier 41 zu «*Aggiornamento*». Kritisch hierzu: J. A. Komonchak, Die theologische Diskussion, in: *Concilium* 22 (1986), S. 444–451, hier 451 Anm. 7. (Das ganze Heft wertet die außerordentliche Bischofssynode 1985 kritisch.)

<sup>20</sup> Nach dem Abschluß der ersten Konzilsperiode empfahl der Papst den Bischöfen in einem Brief, über Kapitel 15 der Apostelgeschichte zu meditieren: «In dieser einfachen Erzählung, die 20 Jahrhunderte alt ist, liegt das vollkommene Modell eines Konzils.» P. Hebblethwaite (Anm. 4), S. 596. Es ist bedenkenswert, daß es in diesem «Modell» um eine vergleichbare Frage ging, wie er selbst sie sah – und welche Antwort er damit den Konzilsvätern nahelegte.

Für diesen Appell an die ganze Kirche setzte der Papst seine Regierungsvollmacht ein, wie sie ihm der Glaube und das Recht der Kirche zusprach und an der er selbst nicht im geringsten zweifelte. Niemand anders als ein Papst hätte so an die Kirche als Ganze appellieren und ein Konzil einberufen können. Aber er nahm diese Entscheidung auch ganz ernst: Er trat in Erwartung eines «neuen Pfingsten» gleichsam selbst zurück und vertraute die Vorbereitung des Konzils, dessen Durchführung und Ergebnis – in dafür vorgesehenen Bahnen – ausschließlich dem Konzil selbst an. Von daher muß sein Vorgehen verstanden werden, das vielen in der Kirche, die sich um den Erfolg des Konzils Sorgen machten, Rätsel aufgab. Damals kam die Rede von dem «Geheimnis» oder «Paradox Roncalli» auf. So zog er für die Vorbereitung des Konzils in erster Linie ausgerechnet jene Kardinäle heran, von denen er genau wußte, daß sie ganz andere Vorstellungen mit dem Konzil verbanden als er selbst. Dabei mag die Überlegung eine Rolle gespielt haben, es sei immer noch klüger, die Kurie mit ihren erfahrenen Kirchenpolitikern mit vor den Wagen zu spannen, als ihren offenen Widerstand zu provozieren. Aber der tiefste Grund darf wohl doch in seiner Überzeugung gesucht werden, es müsse die ganze Kirche, ohne Rücksicht auf die unterschiedlichen Erkenntnis- und Gewissenssituationen, in der ihre Glieder sich befinden, zum Sich-Versammeln und zum gemeinsamen Nachdenken und Entscheiden gebracht werden. Nur auf solche Weise würde die Kirche offen für das Wunder, das er vom Geiste Gottes erwartete. In der Zeit zwischen Ankündigung und Beginn des Konzils wurde der Papst mehrfach angegangen und bestürmt, ob er nicht sähe, daß auf den Wegen, die er eingeschlagen hatte, «nichts herauskommen» könne – es sei denn das Gegenteil von dem, was ihm selbst am Herzen lag. Er ließ sich dadurch nicht beirren. Er mahnte, abzuwarten, was geschehen würde, wenn die Bischöfe beisammen seien: «In Sachen des Konzils» – so sagte er und schloß sich dabei selbst mit ein – «sind wir alle Novizen».<sup>22</sup> (Zweiter Teil folgt) *Siegfried Hübner, Leipzig*

<sup>21</sup> Vgl. z.B. das Einberufungsschreiben «*Humanae salutis*» vom 25.12.1961: «Angesichts dieses doppelten Schauspiels – dort die große geistige Not der Menschheit, hier der blühende Lebensreichtum der Kirche Christi – hielten wir es bereits seit Beginn unseres Pontifikats ... für eine schwere Pflicht ... unser Augenmerk darauf zu richten, mit Hilfe aller unserer Söhne und Töchter die Kirche für die Lösung der gegenwärtigen Probleme geeigneter zu machen.» Zit. n. *Acta et Documenta Concilio Oecumenico Vaticano II Apparando. Series II. Praeparatoria. Vol. I. S.132–143, 134.* <sup>22</sup> M. Plate, Weltereignis Konzil. Freiburg i. Br. 1966, S. 102.

## «Vorgetäuschter Rückwärtsgang, seitlich ausscherend»

Zu Günter Grass' Novelle *Im Krebsgang*<sup>1</sup>

Es war der 30. Januar 1945 ein Dienstag. Es war ein klirrend kalter Wintertag. «Nicht nur die *Gustloff* lief in zwölf Seemeilen Distanz zur pommerschen Küste; das sowjetische Unterseeboot *S 13* hielt den gleichen Kurs. Vergeblich hatte das Boot, im Verbund mit zwei anderen Einheiten der baltischen Rotbannerflotte, vor der umkämpften Hafenstadt Memel auf auslaufende oder den Resten der 4. Armee Verstärkung bringende Schiffe gewartet.» Jetzt kam die *Gustloff* näher. Der Erzähler Günter Grass kann nur mutmaßen, was den russischen Kapitän Marinesko vom U-Boot *S 13* bewogen hat, bei beschleunigter Überwasserfahrt die *Gustloff* in einem riskanten Manöver achtern zu umlaufen, um dann von der Küstenseite aus, mit weniger als dreißig Meter Tiefe unter dem Boot, eine Angriffsposition zu suchen. «Späteren Aussagen nach wollte er die «Faschistenhunde», die sein Vaterland überfallen und verwüstet hatten, treffen, wo er sie fand; das war ihm bisher nicht gelungen.» 21.16 ließ er vier

Torpedos abschießen; drei wühlten sich bei Eiseskälte und Dunkelheit in den Rumpf des mit 6600 Menschen überladene ehemaligen Luxusliners *Wilhelm Gustloff*, ein viertes Torpedo blieb im Kanonenrohr hängen. Auf normalen Urlaubsfahrten vor dem Kriege konnte die *Gustloff* 1463 Passagiere und 417 Besatzungsmitglieder aufnehmen.

An Bord sind nicht nur, aber in der Hauptmasse, Flüchtlinge. Völkerrechtlich wichtig wurde für die Folgezeit, daß es nicht nur Zivilisten an Bord gab, sondern auch kroatische Kriegsfreiwillige, Marinerekruten und Marinehelferinnen. Registriert wurden 6600 Personen, unter ihnen rund fünftausend Flüchtlinge. Doch vom 28. Januar an, so Grass, «drängten weitere Massen, die nicht mehr abgezählt wurden, treppauf. Waren es zwei- oder dreitausend, die ohne Nummer und namenlos blieben?» Das ist neu. Denn bisher war auch der Historiker der Schiffskatastrophe, Heinz Schön, in seiner eindrucksvollen und während mehrerer Jahre recherchierten Dokumentation von 6600 Menschen an Bord des Schiffes ausgegangen, darunter ca. fünftausend Frauen und Kinder. Das Reiseziel war Kiel. 1252 Menschen überleben. Eine Schwangere, die sich für im achten Monat schwanger hält, gebiert in einem Rettungsboot einen Sohn, den Günter Grass in seiner Novelle zum fiktiven

<sup>1</sup> Günter Grass, *Im Krebsgang*. Eine Novelle. Steidl, Göttingen 2002, 216 Seiten; Euro 18,00; SFr 22,70; vgl. Falsche Folklore und erfundene Volks-tänze. Ein Gespräch mit dem Nobelpreisträger Günter Grass und den Historikern Michael Jeismann und Karl Schlögel über die Mythen der deutschen Vertreibung und die Literatur als Vorreiterin der Geschichtsschreibung, in: *Literaturen* Nr. 5 (2002) S. 20–29.

Erzähler machen wird. 5348 Menschen sterben einen gräßlichen Tod in den eiskalten Wellen der Nordsee.

Heinz Schön erzählte mir, als ich ihn 1994 besuchte, um für eine Radiosendung im *Deutschlandfunk* über die *Wilhelm Gustloff* zu recherchieren, daß bis siebzig Prozent der Passagiere der *Wilhelm Gustloff* fest davon überzeugt gewesen seien, sie würden mit dem Luxusliner für zwei Wochen zum Urlaub in das idyllische Schleswig gebracht, dann würden sie in das mit den Wunderwaffen zurückeroberte Ostpreußen, Memelland, Litauen usw. zurückgebracht. So blind kann Propaganda eine ganze Generation eines Volkes machen.

### Deutliche Erinnerungen verlangt

«Er verlangt deutliche Erinnerungen. Er will wissen, wie ich Mutter als Kind etwa ab meinem dritten Lebensjahr gesehen, gerochen, betastet habe.» So beginnt das dritte Kapitel von Günter Grass' Novelle *Im Krebsgang*. Doch die «Erinnerungsbrocken», die der Autor seinen Erzähler erzählen läßt, machen den Fragenden nicht satt.

Erinnerungen, Kriegs-, Nachkriegserinnerungen, Erinnerungen an die Vertreibung, an die Nazi, an die Judenvernichtung, so dröhnt es für meine Generation bis an ihr Lebensende. Ich hatte immer geglaubt, sie wird dann zu Ende sein. Die Generation, die noch knapp den Krieg erlebt hat – ich bin Jahrgang 1939 – würde die letzte sein, die mit dieser Erinnerung fertig zu werden hat. Die nächste Generation werde davon nicht mehr betroffen sein. Günter Grass belehrt uns eines anderen. Er bringt das Internet, den Computer, die Website ins Spiel der Erinnerung. Die Novelle *Im Krebsgang* ist auch deshalb sensationell, weil Grass – wie schon mit seinem vorletzten Buch *Mein Jahrhundert* – begonnen hat, den Raum der Lektüre, des zeitaktuellen und zeitgeschichtlichen Gedächtnisses auszuweiten. Wenn man so will: in der *Hard-* wie in der *Software*. In der *Software*: Schon in *Mein Jahrhundert*, der subjektiven Einkreisung des Jahrhunderts, das der Autor mit so viel penibler Liebe und Einfühlsamkeit beschreibt und durchreist, sind plötzlich Kapitel und Themen angetippt, von denen niemand annahm, daß Günter Grass ihrer mächtig wäre, so die Boxkämpfe von Max Schmeling, der Sieg der deutschen Fußballmannschaft im Jahre 1954.<sup>2</sup>

Jetzt aber durchzieht wie ein *tonus rectus* die Geschichte des Schiffes *Wilhelm Gustloff* die 216 Seiten der Novelle. Dabei wechselt der Autor bzw. der Erzähler so kunstvoll und unmerklich die Perspektiven, daß niemand den Einwand vorbringt, Websites und Chatrooms habe es doch in den Jahren 1936 bis 1945 gar nicht gegeben. Natürlich gab es damals das Internet mit seinen Websites noch nicht. Heute kann sich jeder seine Informationen von einer Website holen. Grass hat dies in einer kunstvollen Verknüpfung und Verquickung gestaltet.

<sup>2</sup> Günter Grass, *Mein Jahrhundert*. Göttingen 1999, S. 192–195; Zum Thema Geschichte: Rudolf Augstein, Günter Grass, Deutschland, einig Vaterland? Ein Streitgespräch. Göttingen 1990; Günter Grass, *Deutscher Lastenausgleich. Wider das dumpfe Einheitsgebot. Reden und Gespräche*. Frankfurt/M. 1990; *Gegen die verstreichende Zeit. Reden, Aufsätze und Gespräche 1989–1991*. Hamburg 1991; Günter Grass, *Kenzaburô Ôe, Gestern vor 50 Jahren. Ein Deutsch-japanischer Briefwechsel*. Göttingen 1995; Günter Grass, Harro Zimmermann, *Vom Abenteuer der Aufklärung. Werkstattgespräche*. Göttingen 1999; Günter Grass, Czeslaw Milosz u.a., *Die Zukunft der Erinnerung*. Göttingen 2001; Dieter Arendt, Günter Grass – ein Erzähler als «Faden des Zeitgeschehens» oder «Ich, das bin ich jederzeit», in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 51 (2001) 4, S. 467–486; Julian Preece, *Views of History, Views of the State*. Günter Grass and the German Past, in: Helmut Schmitz, Hrsg., *German Culture and the Uncomfortable Past. Representations of National Socialism in Contemporary Germanic Literature*. Ashgate, Aldershot u.a. 2001, S. 29–43; anlässlich des 75. Geburtstages von Günter Grass am 16. Oktober 2002 zwei Biographien: Michael Jürg, *Bürger Grass. Biographie eines deutschen Dichters*. Bertelsmann, München 2002; Claudia Mayer-Isandy, *Günter Grass (dtv-Portrait, 31059)*, dtv, München 2002; außerdem bringt sein Verlag das literarische Werk in 18 Bänden in einer Sonderedition; Wolfgang Trautwein, Karin Kiwus, Hrsg., *Fundsachen für Grass-Leser*. Göttingen 2002 (erscheint zu einer Ausstellung, die am 13. Oktober 2002 in Berlin eröffnet werden wird).

Auch gelingt es ihm, die Zeitzegen, denen er in der Novelle *Im Krebsgang* verpflichtet ist, in ihr als handelnde Personen aufzunehmen. In der Tat war mir Heinz Schön, der da plötzlich auftaucht, von meiner Arbeit für eine Feature-Sendung für den *Deutschlandfunk* bekannt. Wie Grass es unwiederbringlich genau ausdrückt: Da Heinz Schön<sup>3</sup> «den Untergang des KdF-Passagier-, dann Lazarett-, darauf Kasernen- und schließlich Flüchtlings-transportschiffes überlebte, begann er nach dem Krieg alles zu sammeln und aufzuschreiben, was die *Gustloff* in guten und schlechten Zeiten betraf. Er kannte nur dieses eine Thema; oder es hatte einzig dieses Thema von ihm Besitz ergriffen.»

Heinz Schön verteidigte später seine Forschungen auch gegen Anfechtungen, die aus der Schwäche der zeitgeschichtlichen Erinnerung wie aus der Nachlässigkeit der Zeit und ihres immer neuen Aktualitätsterrors entstehen. Als nämlich Hollywood «einen Schmachtfetzen kolossaler Spielart», den frisch abgedrehten Untergang der *Titanic* als «größte Schiffskatastrophe aller Zeiten» vermarkten wollte – da meldete sich Heinz Schön aus Bad Salzuflen und hielt dieser Hollywoodschen Übertreibung die nüchternen Zahlen entgegen.

### Die *Gustloff* auf Homepages und Websites

Grass spinnt diese Geschichte weiter aus: «Natürlich mit Echo, denn seitdem die *Gustloff* im Cyberspace schwimmt und virtuelle Wellen macht, bleibt die rechte Szene mit Haßseiten online. Dort ist die Jagd auf Juden eröffnet. Als wäre der Mord von Davos gestern geschehen, fordern Rechtsradikale auf ihrer Website «Rache für Wilhelm Gustloff!» Die schärfsten Töne – «Zündelsite» – kommen aus Amerika und Kanada. Aber auch im deutschsprachigen Internet mehren sich Homepages, die im World Wide Web unter Adressen wie «Nationaler Widerstand» und «Thulenet» ihrem Haß Auslauf geben.»

So bringt Günter Grass die Vergangenheit und die Gegenwart, die Kriegsgeneration und die jetzige miteinander in Verbindung, über die Websites und online oder offline. Ein weiterer *tonus rectus* ist die *www.blutzeuge.de*. Diese Website habe mit der Entdeckung des Schiffes, das nicht nur gesunken, sondern weil verdrängt, auch Legende wurde, Tausende und immer mehr von Usern bekommen.

Auch Grass erzählt in seiner Novelle die Geschichte der *Wilhelm Gustloff* von Anbeginn an. So fehlen auch nicht ihre verschiedenen Stationen, die erste große Urlaubsperiode der Kreuzfahrten in die Karibik und nach Madeira, dann die Umwandlung des Schiffes in eines, das der Nazi-Kriegspropaganda dient, dann die Umwandlung zum Lazarettsschiff. Bekannt wurde die triumphale Heimholung der deutschen Soldaten der «Legion Condor» aus Spanien, die dem Generalissimo Franco geholfen hatten, der spanischen Republik ein Ende zu machen. «Bei ihrer zweiten Fahrt, diesmal zur Straße von Dover hin, geriet die *Gustloff* in einen Nordweststurm und empfing, während sie mit voller Kraft gegen schwere See anging, den SOS-Ruf des englischen Kohlendampfers *Pegaway*, dessen Ladeluke zerschlagen war, das Ruder gebrochen. Sogleich befahl Kapitän Lübke, der zu Beginn der nächsten KdF-Reise, die die Insel Madeira zum Ziel hatte, an Herzschlag starb, Kurs auf die Unglücksstelle zu nehmen. (...) Erst am frühen Morgen gelang es, trotz des zunehmenden Nordweststurms, eines der zweiundzwanzig Rettungsboote zu Wasser zu lassen, das aber von einer Kreuzsee gegen die Bordwand des Schiffes geworfen wurde, worauf es schwer beschädigt abtrieb. Sofort ließ Kapitän Lübke eine Motorbarkasse aussetzen, der es nach mehreren Anläufen gelang, neunzehn Seeleute zu übernehmen und bei inzwischen wieder abflauendem Sturm in Sicherheit zu bringen. Schließlich konnte auch das abgetriebene Ruderboot gesichtet und dessen Besatzung geborgen werden. Darüber ist geschrieben worden.»

<sup>3</sup> Heinz Schön, *Die Gustloff-Katastrophe. Bericht eines Überlebenden über die größte Schiffskatastrophe im zweiten Weltkrieg*. Motorbuch Verlag, Stuttgart 1984, 2002; Ders., *SOS Wilhelm Gustloff. Die größte Schiffskatastrophe der Geschichte*. Motorbuch Verlag, Stuttgart 1998.

## Der Erzähler als Journalist

Die Novelle wird von jemandem erzählt, der auf einem Rettungsboot der *Gustloff* geboren wurde. Diese Geschichte ist authentisch, wie es auch den Marine-Oberstabsarzt Dr. Helmut Richter wirklich gegeben hat, der damals die hochschwangerere Frau entbunden hatte. Der auf dem Rettungsboot geborene Erzähler wird Journalist und schwankt zwischen Springer und «taz». Die Figur des Journalisten gibt Grass die Möglichkeit zu extrapolieren, Gewohnheiten der heutigen «Journalistenhorden» auf die *Gustloff* und die Nazizeit zu verlegen. Die Feigheit der Journalisten ist ein in die Novelle eingewobenes Thema. Wie hätte der Journalist/Erzähler reagiert, wäre er zu einer Schiffsbesichtigung und Schiffsfahrt mit Adolf Hitler und Robert Ley eingeladen gewesen? «Zwar wäre er, wie Mutter sagt und Gabi sagt, alles andere als ein Held, aber vielleicht wäre ich doch so vorwitzig gewesen, nach der Finanzierung des Neubaus und dem Vermögen der deutschen Arbeitsfront zu fragen, denn wie die anderen Journalisten hätte ich wissen können, daß Ley, dieser Vielversprecher, nur mit Hilfe der abgeräumten Guthaben aller verbotenen Gewerkschaften solch große Sprünge machen konnte!» Grass fügt über den Journalisten/Erzähler am Ende dieser Parabel hinzu, bis auf die Extrakabinen für Adolf Hitler, für Robert Ley, die nicht zur Besichtigung freigegeben wurden, wäre das Schiff säuberlich klassenlos eingerichtet gewesen. «Wenngleich ich alle Details nur von Fotos her und aus überliefertem Material kenne, kommt es mir dennoch vor, als sei ich begeistert und zugleich schwitzend vor Feigheit dagebewesen.»

«Mir aber, dem Überlebenden der *Gustloff*», sagt Günter Grass wieder und wieder, «schiebt sich bei jedem Stapellauf, bei dem ich als Journalist zur Stelle sein muß oder den ich im Fernsehen erlebe, der Untergang des bei schönstem Maiwetter getauften und vom Stapel gelaufenen Schiffes ins Bild.» So könnte ich das für mich auch variieren, der ich ebenfalls ein heimlicher Überlebender bin, ein Davongekommener der *Gustloff*, mir schieben sich bei jeder Katastrophe und jedem Desaster, bei dem ich als Journalist und Humanitärer zur Stelle sein muß, die Bilder der im Wasser ertrinkenden und ertrinkenden Schiffbrüchigen vor die Augen. So habe ich das erlebt, als 1978 und in den folgenden Jahren vietnamesische Bootsflüchtlinge auf dem Fernsehschirm zu erleben und zu «besichtigen» waren.

### Prolegomena für eine literarische Geschichte der Vertreibung?

*Im Krebsgang* ist noch keine Geschichte der Vertreibung. Aber das Thema ist damit angeschlagen. Und ich vermute, Günter Grass hat noch viel mehr vor. Zu Beginn des zweiten Kapitels erwähnt der Erzähler die Erinnerung seiner Mutter mit dem Bild der Kinder, die kopfunter im eisigen Wasser ertrunken waren. Sie kommentiert in dem unverwechselbaren kaschubischen Ton: «Das mußte aufschreiben. Biste ons schuldig als glücklich überlebender. Werd ech dir aines Tages erzählen, klitzeklein, ond denn schreibste auf...» Und der Erzähler fährt fort: «Aber ich wollte nicht. Mochte doch keiner von davon hören, hier im Westen nicht und im Osten schon gar nicht. Die *Gustloff* und ihre verfluchte Geschichte waren jahrzehntelang tabu, gesamtdeutsch sozusagen. (...) Als ich das Studium geschmissen hatte und ziemlich rechtslastig für Springer zu schreiben begann, bekam ich zu lesen: «Der ist ein Revanchist. Der setzt sich für uns Vertriebene ein. Der drückt das bestimmt in Fortsetzungen, wochenlang...» Und Grass unterschlägt nichts. Auch nicht die Vergewaltigungsorgie in Nemmersdorf, die bekannt wurde, weil es hier nach einem Vorstoß der sowjetischen II. Gardemee Einheiten der deutschen 4. Armee gelang, den Ort noch einmal zurückzuerobern.

Ich muß an dieser Stelle sagen: Ich habe als sechsjähriges Kind den Einfall der sowjetischen Armee in Danzig miterlebt. Im Luftschutzkeller in der Jahnstraße in Danzig-Oliva bekamen wir kleinen Kinder das mit, wie russische Soldaten weinende

Mütter und Frauen aus den Kellern reihenweise herausholten und vergewaltigten. Viele dieser Frauen aus dieser Generation haben diese Traumata niemals überwinden und hinter sich lassen können. Die Nazi-Propaganda benützte dies noch einmal, um für den letzten Volkssturm und den totalen Krieg gegen die «bolschewistischen Untermenschen» aufzurufen. «Mir bleibt nur zu sagen, daß in jenen Tagen, als Nemmersdorf zum Inbegriff alles Schrecklichen wurde, die eingetübte Verachtung des Russischen in Angst vor den Russen umschlug. (...) Mit der Flucht auf dem Landweg begann das Sterben am Straßenrand. Ich kann es nicht beschreiben. Niemand kann das beschreiben. Nur soviel: Ein Teil der Flüchtlinge erreichte die Hafenstädte Pillau, Danzig und Gotenhafen. Hunderttausende versuchten, auf dem Schiffsweg dem immer näher rückenden Schrecken zu entkommen. Hunderttausende – Statistiken weisen über zwei Millionen westwärts gerettete Flüchtlinge aus – drängten an Bord von Kriegs-, Passagier- und Handelsschiffen; so wurde auch die an Gotenhafens Oxhöft-Kai seit Jahren festliegende *Wilhelm Gustloff* bedrängt.»

### «Niemand kann das beschreiben»

Niemand kann das beschreiben. Mir drängt sich das Bild einer langen Kette von Frauen, von Müttern, die ihre kleinen Kinder auf Schlitten gebunden hatten, selbst schwer bepackt, eines Morgens von Marienwerder herkamen. Sie stapften, es ging in ihnen, sie gingen eigentlich nicht mehr. Da fiel eines der kleinen Kinder vom Schlitten. Alle Umstehenden schrieten, die Mutter stapfte weiter, sie hörte nicht mehr das Geschrei und das Gebrüll der Umstehenden. Einer mußte ihr das Kind hinterherbringen...

Grass' *Im Krebsgang* ist ein starkes Stück Literatur, ein starkes Stück Zeitgeschichte. Es ist auch ein Stück Literatur für die Generation der Computer- und Internetfreaks, für unsere Kinder. Grass hat die Erinnerung weitergegeben, an die Generation der Websites und on-line-Dienste. Er hat damit auch einen Beitrag zur Rehabilitierung der Vertriebenen geleistet. Mit dem in den späteren Verträgen sich voll zu eigen gemachten Verzicht auf ein Viertel seines Territoriums hat Deutschland und damit viele der Vertriebenen einen Beitrag zum Frieden geleistet.

### Eine persönliche Erinnerung

Am Schluß muß der Autor dieser Zeilen bekennen. Er wäre um ein Haar nicht in der Lage gewesen, diesen Text zu schreiben. Wir – Mutter Gertrud Neudeck, Tante Anna und vier Neudeck-Kinder – waren am 30. Januar 1945 unterwegs nach Gdingen/Gdynia, das damals den Namen Gotenhafen trug. Wir kamen um einige Stunden zu spät. Ich erinnere mich noch, wie ich – an der Hand meiner Mutter – ein riesengroßes, herrliches Schiff unter Getute bei strahlend blauem Himmel aus dem Hafen auslaufen sah. Ein Onkel kam auf meine Mutter zu: «Trudel, warum kommt Ihr denn so spät? Ich hatte doch noch Karten für das Schiff...!» Stattdessen gingen wir noch für eine Stunde auf einen Kohlendampfer, von dem ich nur den Eindruck mitgenommen habe, daß es furchtbar kalt war, daß das Schiff nicht geheizt war, daß es schwer schwankte, daß es jemanden an der Reling gab, der gerade gekotzt hatte, und die Kotze war ihm gleich am Mantel festgefroren. Unsere Mutter hat uns dann von diesem Kohlenkahn wieder runter und nach Danzig zurückgenommen.

Es ist mir bei der Lektüre von Günter Grass noch eine andere Geschichte hochgekommen. Als wir frierend am Kai in Gotenhafen-Oxhöft standen und unser Onkel schimpfend und fluchend meine Mütter anmachte, sagte die wohl, und das hat mir erst jüngst meine Schwester erzählt: «Ich wollte auch gar nicht auf das Bonzenschiff!» Das erfüllt den älter gewordenen Überlebenden des Krieges, der um ein Haar auf die *Wilhelm Gustloff* gekommen wäre, mit großer Genugtuung.

Rupert Neudeck, Troisdorf

# «Finden wir die Worte?»

Zu Ulla Berkéwicz «Vielleicht werden wir ja verrückt»

Die Erkundungen in die Geschichte und in die aktuellen politischen wie gesellschaftlichen Wirkungen des islamischen, jüdischen und amerikanischen Fundamentalismus, wie sie Ulla Berkéwicz in ihrem neuesten Buch vornimmt, faszinieren und verstören in einem.<sup>1</sup> Sie faszinieren durch die Verknappung der Darstellung, sie verstören durch die Verknüpfung der unterschiedlichsten Zeiträume miteinander und durch die Verschachtelung der ins Spiel gebrachten Perspektiven. Auf diese Weise schafft es die Autorin, in der Form der Darstellung das zu widerspiegeln, was sie inhaltlich an zeitdiagnostischen Aussagen im ersten Kapitel ihres Buches formuliert. In diesem greift sie auf modernitätskritische Positionen zurück, die schon in ihren früheren Veröffentlichungen, vor allem in der Erzählung *Zimzum*<sup>2</sup> enthalten waren und radikalisiert diese, indem sie den gängigen politischen Debatten und Reaktionen auf den Anschlag vom 11. September 2001 in New York und Washington Kurzschlüssigkeit vorwirft: «Ein Angriff auf die Zivilisation? Haben nicht Technologie und Biologie die Grundlagen der Zivilisation schon längst in Frage gestellt und proklamiert, diese Welt sei alles, was manipulierbar ist? (...) Das Wesen des Menschen steht zur Debatte, die Entzauberung der Welt ist gelungen.»

Mit dieser Feststellung verwischen sich die allzu klaren Frontlinien, die mit der Deutung des Anschlags auf das World Trade Center und das Pentagon als eines «Angriffs auf die Zivilisation» verbunden sind. Ulla Berkéwicz bringt dies zum Ausdruck, wenn sie schreibt: «Es ist, als ob der amerikanische Fundamentalismus weder gegen den islamischen noch gegen den jüdischen Fundamentalismus stände, als ob sie alle zusammenspielen aus den verschiedensten Richtungen auf ein und dasselbe Ziel, als ob sie alle einem gemeinsamen morphogenetischen Feld entstamm-

<sup>1</sup> Ulla Berkéwicz, *Vielleicht werden wir ja verrückt*. Eine Orientierung in vergleichendem Fanatismus. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 2002, 128 Seiten, Euro 14.90.

<sup>2</sup> Ulla Berkéwicz, *Zimzum*. Frankfurt/M. 1997; vgl. Joachim Valentin, *Das Nichts war mir in Leere umgekippt*. Abwesenheit Gottes versus säkulares Vakuum in «Zimzum» von Ulla Berkéwicz, in: *Orientierung* 62 (1998), S. 105f.

## ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2 × monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen  
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

### Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich

Telefon 01 201 07 60, Telefax 01 201 49 83

Redaktion: Nikolaus Klein, Josef Bruhin,

Werner Heierle, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice

Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting),

Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

### Preise Jahresabonnement 2003:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 63.- / Studierende Fr. 45.-

Deutschland und Österreich: Euro 43.- / Studierende Euro 32.-

Übrige Länder: SFr. 59.-, Euro 40.- zuzüglich Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 100.-, Euro 60.-

### Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8

Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70)

Konto Nr. 6290-700

Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG,

Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),

Konto Nr. 473009 306, Stella Matutina, Feldkirch

Übrige: Credit Suisse, Zürich-Enge (BLZ 4842),

Konto Nr. 556967-61

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

ten.» Eine wie immer auch geartete Berufung auf Werte der Zivilisation erwiese sich damit wie ein Trick von Baron Münchhausen, der sich selber am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen versucht hatte.

## Die schwache Kraft der Hoffnung

Doch Ulla Berkéwicz Text geht nicht in einer solchen Zusammenfassung auf. Immer wieder unterbricht sie ihre historischen Darstellungen und aktuellen Analysen durch längere Erzählungen, die man bei einer ersten Lektüre leicht als Illustrationen ihrer theoretischen Aussagen verstehen kann. Blicke man dabei stehen, würde man deren erzählerischen Eigenständigkeit nicht gerecht. Denn was sich einem zuerst als narrativ formulierter Beleg einer theoretischen Äußerung nahelegt, macht in keiner der Erzählungen das aus, was diesen ihre Spannung verleiht und den Leser verblüfft zurückläßt, ihn einen Augenblick nachdenklich werden läßt. Die Eigenständigkeit der erzählenden Partien wird dabei noch dadurch verstärkt, daß neben einer Erzählung, die von Ulla Berkéwicz in der Ich-Form aus der Perspektive eines kleinen Mädchens berichtet wird, alle übrigen persönliche Erlebnisse und Begegnungen zum Gegenstand haben. So scheint der Bericht über einen Besuch bei palästinensischen Freunden in Gaza-Stadt, wo sie die Eltern und die jüngeren Kinder verstört antrifft, weil diese die Rache der älteren Söhne an ihrer Schwester und deren Jugendfreund fürchten, als eine Bestätigung der These vom Machismo der arabischen Gesellschaft in den Text eingefügt worden zu sein. Doch die Geschichte gewinnt ihre eigene Dynamik, die über eine solche Illustration hinausgeht. Zeigt sich doch, wie die jüngste Tochter der Familie, trotz der Unfähigkeit der Erwachsenen, auf ihren Gast eingehen, ihn in subversiver Weise mit den Familienangelegenheiten vertraut machen kann.

Die Abfolge dieser Geschichten spinnt einen eigenen Faden durch das ganze Buch wie ein lautloser Kontrapunkt, der die historischen Erläuterungen und aktuellen Beschreibungen erst richtig zu verorten vermag. Denn der Überschuß, den die einzelnen Geschichten im Lesen und im Nacherzählen jeweils für einen Sekundenbruchteil freigeben, ruft die Möglichkeit in Erinnerung, daß die Menschen vielleicht doch nicht rettungslos dem Unheilszusammenhang preisgegeben sind, den sie in Gang gesetzt haben und unter dem sie alltäglich neu zu leiden haben.

Die darin zum Ausdruck kommende Hoffnung ist zugleich schwach in ihrer Kraft und überwältigend in ihren Erwartungen. Ulla Berkéwicz traut dies dem Erzählen und Nacherzählen, dem Schreiben und Lesen zu, und sie bringt dies mehrfach im Text zum Ausdruck. An diesen Stellen bringt sie in vielen Variationen die aus der kabbalistischen Tradition stammende Spekulation über das «Zimzum» ins Spiel, d.h. jene Lehre, daß Gott im Augenblick der Schöpfung, indem er in einem Akt der Selbstbeschränkung sich zurückzieht, erst der Welt Raum und damit dem Menschen die Freiheit schafft. Deshalb entzieht sich Gott gerade dort dem Menschen, wo er sich offenbart.<sup>3</sup> Ulla Berkéwicz zitiert in dieser Perspektive eine gemeinhin wenig beachtete Passage aus der Ringparabel: «Wie kann ich meinen Vätern weniger/ Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt. –/ Kann ich von dir verlangen, daß du deine/ Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht/ Zu widersprechen? Oder umgekehrt./ Das nämliche gilt von den Christen. Nicht? –»

Nikolaus Klein

<sup>3</sup> Vgl. Gershom Scholem, *Der Name Gottes und die Sprachtheorie der Kabbala*, in: *Ders., Judaica*. Band 3. Frankfurt/M. 1977, S. 7–70, 70: «Was die Würde der Sprache sein wird, aus der sich Gott zurückgezogen haben wird, ist die Frage, die sich die vorlegen müssen, die noch in der Immanenz der Welt den Nachhall des verschwundenen Schöpfungswortes zu vernehmen glauben. Das ist eine Frage, auf die in unserer Zeit wohl nur die Dichter eine Antwort haben, die die Verzweiflung der meisten Mystiker an der Sprache nicht teilen und die eines mit den Meistern der Kabbala verbindet, auch wo sie deren theologische Formulierung als noch zu vordergründig verwerfen: der Glaube an die Sprache als ein, wie immer dialektisch aufgerissenes, Absolutum, der Glaube an das hörbar gewordene Geheimnis der Sprache.»